Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek der classischen Romane aller Nationen.

307ter bis 309ter Band.

Enthält:

Mathilde.

Sechszehntes bis achtzehntes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek der classischen Romane aller Nationen.

307ter bis 309ter Band.

Enthält:

Mathilde.

Sechszehntes bis achtzehntes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Sämmtliche Werke

von

Eugene Sue.

I, 16-18

Deutsch

von

Dr. Scherr.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Mathilde.

Erinnerungen einer jungen Frau.

Von

Eugene Sue.

Uebersetzt und eingeleitet

von

Dr. Scherr.

Sechszehntes bis achtzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Rendezvous.

Ich legte den Brief des Herrn Lugarto einen Augenblick bei Seite.

Hatte ein und dieselbe Frau Anfang und Ende dieses Tagebuches geschrieben? Konnte diese plötzliche Umstimmung von dem größten sittlichen Leichtsinn bis zur Glut einer tiefgefühlten Leidenschaft an Einem und demselben Weibe vorgegangen sein?

Am unangenehmsten berührte mich das, was sie von seinem Einflusse sagte. Mußte er an der wunderbaren Bekehrung dieses Weibes nicht aufrichtig Antheil nehmen?

Und wie paradox auch die Behauptung klang, daß ich Herrn von Lancry leidenschaftlich geliebt, während sie weder ihn, noch irgend wen geliebt habe vor ihrem Zusammentreffen mit Herrn von Rochegune, doch hatte sie von ihrem Standpunkte aus Recht. Denn sie war von Jugend auf in sittlicher Hinsicht so sehr vernachlässigt worden, daß sie von Grundsätzen und der Schuld gewisser Sünden nichts wußte.

Noch besorgter wurde ich, wenn ich an die Stimmung dachte, in die ich Herrn von Rochegune durch mein Benehmen gegen ihn versetzt.

Die Gereiztheit und Bitterkeit gegen mich gab ihn

Das

Belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

[illegible]

der

[illegible] aller Nationen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1840.

Sämmtliche Werke

von

Eugene Sue.

I, 16-18

Deutsch

von

Dr. Scherr.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Mathilde.

Erinnerungen einer jungen Frau.

Von

Eugene Sue.

Uebersetzt und eingeleitet

von

Dr. Scherr.

Sechszehntes bis achtzehntes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1845.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Rendezvous.

Ich legte den Brief des Herrn Lugarto einen Augenblick bei Seite.

Hatte ein und dieselbe Frau Anfang und Ende dieses Tagebuches geschrieben? Konnte diese plötzliche Umstimmung von dem größten sittlichen Leichtsinn bis zur Glut einer tiefgefühlten Leidenschaft an Einem und demselben Weibe vorgegangen sein?

Am unangenehmsten berührte mich das, was sie von seinem Einflusse sagte. Mußte er an der wunderbaren Bekehrung dieses Weibes nicht aufrichtig Antheil nehmen?

Und wie paradox auch die Behauptung klang, daß ich Herrn von Lancry leidenschaftlich geliebt, während sie weder ihn, noch irgend wen geliebt habe vor ihrem Zusammentreffen mit Herrn von Rochegune, doch hatte sie von ihrem Standpunkte aus Recht. Denn sie war von Jugend auf in sittlicher Hinsicht so sehr vernachlässigt worden, daß sie von Grundsätzen und der Schuld gewisser Sünden nichts wußte.

Noch besorgter wurde ich, wenn ich an die Stimmung dachte, in die ich Herrn von Rochegune durch mein Benehmen gegen ihn versetzt.

Die Gereiztheit und Bitterkeit gegen mich gab ihn

ganz den Buhlerkünsten Ursulas Preis. Konnte er sich nicht durch sie an mir rächen, blutig rächen wollen; an mir, die ihn so unglücklich gemacht, die seine liebsten Hoffnungen so grausam vereitelt hatte? . . . . .

. . . .

Neugierig griff ich wieder zum Briefe und las:

„So weit gehen die Auszüge aus Ursulas Tagebuch, die Ihr unbekannter Freund für gut befindet, Ihnen mitzutheilen. Alle späteren Zusätze beziehen sich auf ihre leidenschaftliche Liebe.

„Wie man glaubt, sucht sie vor Allem ein Rendezvous mit Herrn von Rochegune . . .

„Da sie leidenschaftlich liebt, wie aus dem Tagebuch zu ersehen, da eine wahre Liebe immer einen unwiderstehlichen Zauber übt, da Rochegune auf alle achtbaren Weiber, namentlich auf Sie, einen wüthenden Haß geworfen hat; so hätte Ihre werthe Cousine, die kein Dummkopf ist, ihres Sieges sich fest versichert.

„Die Männer sind so seltsam, daß hundert gegen Eins zu wetten steht, Rochegune läßt sich in den Netzen Ihrer Cousine fangen. Nicht wahr, die Sache wird nachgerade hoch komisch.... Alle die heldenmüthigen Opfer, wozu man Sie durch Vermittlung des Doktors Gérard bewogen hat, kommen Ihrer Ursula nach Wunsch zu Statten.

„Emma's Liebe, die der Frau von Richeville, Herrn von Rochegune und Ihnen nach einem wohlbekannten Naturgesetze entgehen mußte, blieb Einem Ihrer Freunde nicht ganz verborgen. Die flüchtig hingeworfene Bemerkung — wahr oder unwahr, gleichviel! — mit Emma's Krankheit geschickt in Verbindung gebracht, ließ sich vortrefflich benutzen, um Sie in Ihrer Liebe zu erschüttern und den Apfel der Zwietracht zwischen Sie, Emma und vielleicht auch Frau von Richeville zu werfen.... Ein großer Theil des Beabsichteten ist bereits in Erfüllung gegangen.

„Fassen wir Alles kurz zusammen. Ich sage wir,

denn, wie Sie aus meiner Theilnahme an Ihrem Wohl und Weh ersehen, ist Ihre Sache ganz die meinige.

„Ich vermag Alles gegen Sie, Sie nichts gegen mich. Ich schneide Ihnen unbarmherzig jeden Ausweg ab.

„Entweder Sie gestehen Herrn von Rochegune Alles. Aber dann 1) stirbt Emma, das ist sonnenklar und 2) können Sie Ihrem Gemahl sich nicht entziehen, um, nach Emma's Tode, zu Ihrem platonischen Freunde zurückzukehren. Ihr Brief hat Ihnen jede Hoffnung auf gesetzliche Scheidung benommen. Oder Sie fliehen heimlich. Aber Sie sind mit Argusaugen bewacht. Aus höchstwichtigen Gründen wird Ihr Gemahl Sie nie freigeben.

„Was sagen Sie zu der Falle, in der sie stecken?

„Sind Sie nicht in dem Augenblick, wo Sie diese Zeilen lesen, der Fliege gleich, die im Spinnengewebe fest sitzt?... Jemehr sie im Netze herumschwirrt und herumsummt, um so tiefer verwickelt sie sich.... Zum Unglück gewahrt sie in der Ecke lauernd, die häßliche Spinne mit giftgeschwollenem Bauche und tödtlichem Stachel.... Sie wetzt ihren blutigen Rüssel und guckt mit mörderischem Auge ihr Schlachtopfer an; sie weidet sich an der Todesangst desselben, ehe sie es verzehrt...."

Ich stieß einen lauten Schrei aus, so machte dies Bild, das nicht passender gewählt sein konnte, mich schaudern.

Offene Gefahr, wie furchtbar sie sein mochte, hätte mich weniger erschreckt, als dies Gewebe einer Bosheit, die im Finstern schleicht.

Mit Zittern und Zagen las ich weiter:

„Nicht wahr, Mathilde, diese Stelle macht meinem Dichtertalent Ehre? Es überläuft Sie ein Grausen, wie bei den Gespenstergeschichten und Ammenmähr-

chen Ihrer Kinderjahre.... Und dabei dies finstere, unheimliche Gemach in der Straße ***.... Hu! Hu!... Ja, Mathilde, ich kenne dies Gemach recht gut..... Betrachten Sie einmal das Getäfel da zur Linken des Kamin's.... Haben Sie's?..."

Ich hielt ein und sah unwillkürlich auf die Stelle hin.

Obgleich ich nichts bemerkte, bebte ich doch zusammen, denn ich dachte an das einsame Haus.

Mein Herz pochte fühlbar, als ich weiter las:

„Jetzt treten Sie hinan und drücken gewaltsam gegen das Gesims an der Wand neben dem Kamin.... Dann werden Sie Etwas sehen, was Sie überrascht...."

Meiner Sinne kaum mächtig, rief ich Blondeau.

„Jesu, Maria, Madame!... Was fehlt Ihnen?" schrie sie.

Ohne zu antworten blickte ich entsetzt auf die Wand.

„Was fehlt Ihnen, Madame? Sie erschrecken mich."

Durch Blondeau's Gegenwart ermuthigt, drückte ich gegen das Gesimse der Wand.... Sie wich....

Ich und Blondeau stießen einen lauten Schrei aus.

Die Wand wich sanft zurück, und ein Versteck wurde sichtbar, groß genug für eine Person. Die Röhre des mit diesem Schlumpfwinkel in Verbindung stehenden Kamin's führte ihm Luft zu.

„Mein Gott, Madame!" rief Blondeau erblassend. „Was bedeutet das?"

Still, still! gebot ich.... Schließe es wieder!... Kein Wort davon gesagt!

Sie that, wie befohlen.

Nicht wissend, wo mir der Kopf stand, las ich weiter:

„Gut. Sie kennen jetzt mein Versteck. Wie viele und welche mag ich noch in Petto haben, da ich diesen Ihnen freiwillig anzeige?

„Aber, nein! armes Schäfchen, beruhigen Sie sich.

Ich habe keinen weitern. Es war nur ein Scherz, der sie um einige Nächte bringen sollte.

„Sie werden sich einbilden, das Haus, das mir gehört, wimmle von Fallthüren, wie die Häuser der Ritter- und Räuberromane.... Das beste an der ganzen Geschichte ist, daß Ihr Gemahl Sie wie eine Geisterseherin auslachen wird, wenn Sie ihm Ihren Wunsch ausdrücken, eine andre Wohnung zu beziehen.

„O, wie ruhig werden Sie fortan schlafen! O, die erquicklichen Nächte nach den kummervollen Tagen.... Ich rathe Ihnen, die treue Blondeau auf die Wache zu stellen.... Aber der Schlaftrunk.... gedenken Sie dessen noch?... Doch nein! Sie werden nichts von dem anrühren, was man Ihnen vom Restaurateur bringt.... Er könnte ja auch einer meiner Treuen sein. (Beiläufig, welch eine Erniedrigung für eine Dame, die das beste Haus in Paris machte! Bei einem Restaurateur zu speisen!!!)

„Es ist doch eine hübsche Sache, ums Geld, nicht wahr? Doch ich will Sie nicht ärger plagen! Es ist schlimm genug, Tags keinen ruhigen Augenblick haben, und Nachts von den schrecklichsten Träumen geplagt werden, dabei die Aussicht in eine finstere, schwarze, stürmische Zukunft!

„Das heißt nicht, sich auf Rosen betten! Aber wüßten Sie nur, wie geschickt ich zu Werk gegangen! ... Ja, ja, Haß und Rache können aus einem Dummkopf einen Weisen machen.... Auf mein Wort, Mathilde, ein Bischen sind Sie selbst Schuld daran. Gedenken Sie nur jener Nacht, wo ich vor Ihren Augen beleidigt und geohrfeigt ward, wo ich fußfällig und mit gefalteten Händen um Gnade bat.... Sie mußten sich damals auf Rache gefaßt machen.... Jetzt hebt sie an.

„Und wie! Glauben Sie mir, Mathilde, ich bin gewitzigt, ich gehe klug und gescheidt zu Werk, vor allen Dingen habe ich Glück.... Sehen Sie nur den

Mortagne. Fünfhundert Meilen war ich fern, als er die Händel kriegt mit einem Raufer, den ich seit Adam's Zeiten nicht gesehen und der mich von ihm befreit.... Wahrlich! das kann nur mir passiren!

„Sie mögen mit diesem Briefe anfangen, was Sie wollen, mögen selbst die Hülfe des Gesetzes anrufen. Für's Erste, bin ich nicht in Paris. Für's Zweite, wo ist das Corpus delicti? Mit mehr oder weniger platonischen Liebeshändeln befaßt sich das Gesetz nicht.... Aber wunderbar! Doch gehen diese Liebeshändel mit Thränen, Verzweiflung, vielleicht gar mit Todtschlag, Selbstmord und Gott weiß! was ... so zu sagen, schwanger....

„So wünsche ich Ihnen denn eine friedliche, gute Nacht.... Mögen Sie in Morpheus Armen träumen, wie das Kind am Busen der Mutter....

Ihr unbekannter Freund oder bekannter Feind, wie Sie wollen."

Ich wußte nicht, wie mir war, als ich den Brief beendet. Es kochte in mir, als platzte das Gehirn.

Der höllische Scharfsinn des Herrn Lugarto antwortete im Voraus auf alle meine Einwürfe, machte meine ganze Furcht rege.

Der Gedanke, Ursula könne Herrn von Rochegune für sich gewinnen, brachte mich zur Verzweiflung. Lieber soll Emma sterben, wenn es doch einmal so sein muß. ... rief ich aus, ... als daß ich mich für Ursula opfere.

Schon stand ich im Begriff, Herrn von Rochegune Alles zu entdecken, als ich die wohlbekannte Stimme vernahm.... Muth ... Muth! sprach sie.... Wende Dich ab von dem Abgrunde, den ein Ungeheuer Dir zeigte, um Dich in Deinen edlen Vorsätzen zu erschüttern.... Blicke nicht nieder zu den Füßen, sondern hinauf gen Himmel, hoffe auf Gott, er wird Dich stärken.... Tröste Dich über den Verlust eines Mannes, der sich von einer Ursula fangen läßt.... Muß Emma

sterben, so sterbe sie nicht durch Dich.... Bedenke, daß Du auch gegen Frau von Richeville, die Dich mit mütterlicher Freundschaft liebte, ernste Pflichten hast.... Verscheuche die Gespenster, womit ein Ungeheuer Dich schrecken will!... Sei muthig und stark! Verachte seine Rache!... Nur noch Ein Schritt und Du hast das Maaß Deiner Opfer voll gemacht.... Der schönste Lohn harrt Deiner!... Muth! Muth!...

Wie immer, so wurde ich auch dießmal neu gestärkt.

Ich entschloß mich fester als je, die Ereignisse abzuwarten, Emma in ihren Hoffnungen zu bestärken und mich auf jede mögliche Weise gegen die List und Ränke des Herrn Lugarto zu sichern.

Blondeau mußte in meiner Kammer schlafen, ich prüfte sorgfältig alle Wände und tröstete mich endlich damit, daß er mir solche Mittel nicht angezeigt hätte, wenn er sie für seinen Zweck gebrauchen wollte.

Herrn von Lancry sah ich äußerst selten.

Seine finstere Miene, seine schlechte Laune bewiesen mir, daß Ursula ihr Versprechen nicht gehalten, ohne ihm deßhalb alle Hoffnung zu benehmen, weil er sonst mich leicht hätte freigeben können.

Ich zeigte ihm den Versteck, schwieg aber von dem Briefe des Herrn Lugarto. Spöttisch lächelnd und Achsel zuckend antwortete er, eine ehrliche Bürgersfrau habe ihn vielleicht machen lassen, um ihre Leckerbissen gegen die Gefräßigkeit ihrer Dienstboten in Sicherheit zu bringen. . . . .

. . . .

Ungefähr vierzehn Tage nach letzterwähntem Briefe des Herrn Lugarto erhielt ich folgende Zeilen von ihm:

„Paris, vier Uhr.

„Ich wollte nicht eher schreiben, bis ich meiner Sache gewiß war. Rochegune hatte heute eine Unterredung mit Ursula auf den äußern Boulevards. Das

sieht anständiger aus, als wenn sie ihn in ihrer Wohnung empfängt.

„Sie werden sich um neun Uhr auf dem Boulevard, links von der Barriere von Fontainebleau, treffen.“

Tief erschüttert durch diese Nachricht, die mir unglaublich schien, ließ ich mich den folgenden Morgen an Ort und Stelle fahren.

Ursula wartete. Einige Augenblicke später kam Herr von Rochegune.

Er bot ihr seinen Arm und Beide verschwanden in einen Nebenweg.

Ich konnte und wollte ihnen nicht folgen.

In unbeschreiblicher Verzweiflung kehrte ich nach Haus zurück.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Herzensergießungen.

Ungefähr sechs Wochen waren verflossen seit der Herzensergießungen ebenberichteter Zusammenkunft Ursula's mit Herrn von Rochegune.

Ich wartete auf letztern im Park von Monceaux, wohin er mich bestellt hatte, um eine höchst dringende Angelegenheit mit mir zu besprechen.

Der Wunsch, je eher je lieber auf dieß mir so tröstliche Gespräch zu kommen, läßt mich über die wichtigen Ereignisse der dazwischen liegenden sechs Wochen hinwegeilen. Der geneigte Leser wolle sie aus dem Inhalte der mitgetheilten Unterredung sich ergänzen.

Herr von Rochegune kam gleich nach mir.

„Tausend Dank, daß Sie da sind. Ich habe Keinen, den ich zu Rathe ziehen kann, als Sie!“

Und Ursula? fragte ich.

„Immer dieselbe Lächerlichkeit!“ antwortete er ärgerlich. „Die ganze Nacht hat sie vor meiner Thür gewartet.“

Und solche Liebe läßt Sie kalt?

Er zuckte die Achseln.

Ach! sagte ich. Noch zittere ich, wenn ich an Ihre Zusammenkunft mit ihr denke, vor sechs Wochen....

„Die Schlaue wußte, daß der Zauber Ihres Namens Alles über mich vermag. Das erstemal, als sie mich brieflich zu einem Gespräche — hinsichtlich Ihrer — einladet, unterzeichnet sie sich: die Unbekannte vom Maskenball. Ich fliege zu dem Rendezvous. Denken Sie sich meine Bestürzung, als ich in der Unbekannten das Weib erkenne, das Ihnen so viel Kummer verursachte! Meinen Widerwillen gegen sie verhehlte ich ihr so wenig, daß sie erblaßte. Sie bedauerte, für dießmal die versprochene Auskunft nicht geben zu können, und lud mich auf den nächstfolgenden Tag ein, um die gewünschten Aufschlüsse entgegenzunehmen.... Geschah es absichtlich oder nicht, genug sie schien einige Worte fallen zu lassen, als gebe sie Ihrer Rückkehr zu Ihrem Gemahle einer geheimnißvollen Ursache Schuld.... Noch damals, Mathilde, hatte ich nicht alle Hoffnung fahren lassen. So willigte ich denn ein, um ihr vielleicht das Geheimniß zu entlocken.“

Sie rechnete schlau genug, mein Freund! Ehe sie ihre Künste spielen ließ, mußte sie Ihre Abneigung gegen sie besiegen.

„Gewiß. Es war ihrer würdig angelegt, hören Sie nur weiter!“

Reden Sie, reden Sie!

„Ich sah Sie ein zweites, ein drittes Mal. Immer wußte sie die versprochene Auskunft hinauszuschieben, während sie mich immer fester in der schrecklichen

Wahrheit bestärkte, daß Sie mehr als je von Liebe zu Ihrem Gatten erfüllt seien .... Ursula würde mir jeden Zweifel, wenn ich einen gehabt hätte, benommen haben. Mit solcher Gewandtheit verfuhr sie .... Aber das muß ich ihr nachsagen, daß sie nie anders als mit höchster Achtung von Ihnen sprach."

Sie wußte, daß Sie keine andere Sprache geduldet hätten, antworte ich Herrn von Rochegune.

„Vielleicht!" erwiderte er nach einer Pause mit seltsamem Blick auf mich .... „Vielleicht!"

Wie? fragte ich. So hätten Sie ihren Lästerungen ruhig zugehört? .... Sie, mein Freund, Sie? ... Nein, das glaube ich nicht.

„Ich bin ein fast ganz anderer Mensch jetzt, Mathilde! So darf ich denn meine Schwäche .... meine Feigheit .... gestehen."

Reden Sie, ich bitte.

„In meinem Unwillen auf Sie, Mathilde, sagte ich mir: von Dir geliebt, würde Ursula Dir vielleicht nicht den Kummer gemacht haben, den Mathilde Dir macht ...."

Ist's möglich, mein Freund?

„Es soll meine Strafe sein, Mathilde, daß ich Ihnen Alles gestehe ....

„Das Böse, so schloß ich weiter, das Ursula Mathilden gethan hat, hat aufgehört, seit Mathilde ihren Mann leidenschaftlicher liebt als je. Herrn von Lancry verzeihen, heißt Ursula verzeihen ...

„Warum soll ich also gegen Ursula härter sein als selbst Mathilde?"

Zu solchen Trugschlüssen konnten Sie greifen, Sie, mein Freund?

„Was thut man nicht in der Verzweiflung, Mathilde .... So sagte ich ihr denn einige wohlwollende Worte .... Ich erinnerte mich an ihren lebhaften Witz, an ihren geistreichen Scherz u. s. w."

Und Ursula wird sich Ihnen in allem Glanze gezeigt haben?

„Gottlob! Nein! Sie war das reine Gegentheil.“

Ursula?

„Ja, Ursula.“

Sie, die Zauberin, der Witz, die Schönheit, die Feinheit, die Gewandtheit selbst? Unmöglich.

„Es ist, wie ich sage. Keine Spur von jenem Geist, der auf dem Maskenballe mich bezauberte .... Sie stammelte dieß und jenes ohne allen Zusammenhang .... Nichts als abgedroschene, flaue Redensarten, sobald nicht von Ihnen die Rede war. Sie verstieg sich in allerhand metaphysische Spekulationen über leidenschaftliche Liebe und über die Schönheit der Tugend, auf eine Weise, daß es Mitleid und Gelächter erregte .... Das verdroß mich, während ich den Angriffen einer jungen und schönen Frau, die alle ihre Buhlerkünste aufbietet, nicht widerstanden hätte ..., Ach! Mathilde, ich war in solcher Stimmung, wo man an allem Guten und Edlen zweifelt, wo man Alles, was man bisher geschätzt und verehrt hat, mit Füßen treten möchte .... Gott sei Dank! Statt eines solchen, in Engelsgestalt verkleideten Teufels glaubte ich eine alte Betschwester mit rothen Augen und verwitterten Zügen vor mir zu sehen und ihre frömmelnden Bußpsalmen zu hören.“

Und diese Veränderung im Benehmen und Charakter Ursula's hat Sie nicht gerührt?

„Nicht im Geringsten, liebe Mathilde .... War die Bekehrung aufrichtig gemeint, so rechnete ich sie zu der Zahl derer, die nicht viel Ehre machen; es gibt solche. War sie erheuchelt, so verdiente sie die äußerste Verachtung .... Nochmals, Mathilde, nur wenn Ursula ihren ganzen Leichtsinn gezeigt hätte, wäre sie mir gefährlich geworden. Ich hätte einige Minuten in ihrem Herzen gelesen, wie man in einem schlechten Buche liest .... um sich einige Augenblicke zu zer-

streuen! .... Aber so, wie sie mir unter die Augen trat, war sie unerträglich .... und ich behandelte sie, wie sie es namentlich um Sie verdiente, ... mit Abscheu! ...."

Welch eine Lehre, mein Freund! Welch eine furchtbare Strafe! Dieß in allen Verführungskünsten erfahrene Weib muß in dem entscheidenden Augenblick, wo Alles für Sie auf dem Spiele steht, wo Sie unterlägen wären, sobald sie ihren schändlichen Grundsätzen treu bleibt, eine Sprache reden, die vielleicht dießmal aus dem Herzen kam, die Sprache der Tugend .... und siehe, sie verwandelt sich in ihrem Munde in eine Sprache des Lasters .... Unglückliche Frau! Was mag sie leiden, wenn sie das ganze Gewicht dieser Lehre fühlt!

„Ich bin nicht so zartfühlend, wie Sie, Mathilde! Sie leidet mit Recht, wenn sie leidet! Ich will ihre Schmerzen nicht mehren, aber auch nicht mindern! .... Zweimal hat sie mich vergeblich um Gehör gebeten. Jetzt postirt sie sich von Zeit zu Zeit vor meiner Thüre, woran ich sie nicht hindern kann .... Aber lassen wir das .... Das Andenken an diese Schwächen macht mich noch unglücklicher!" fügte er tiefseufzend hinzu.

Also noch immer unglücklich?

„So fragen Sie, Mathilde? .... Wissen Sie, was ich leide, wenn ich die Vergangenheit vergleiche .... Doch kein Wort mehr von der Vergangenheit! .... Sie ist todt .... todt, wie die Mathilde von ehemals .... Ja, Mathilde, ja, ich bin unglücklich, recht unglücklich! ....

„Aber um auf den Gegenstand zu kommen," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „der mich veranlaßte, Sie um eine Zusammenkunft zu bitten .... er ist wichtig, sehr wichtig, Mathilde! Ich schwankte lange, noch in diesem Augenblicke bin ich unschlüssig, ... doch ich habe sonst Keinen, dem ich mein Geheimniß,

das, wie ich fürchte, schon Andere wissen, anvertrauen darf ...."

Seit einigen Tagen hatte ich dieser Mittheilung nicht ohne Furcht entgegengesehen.

Auch ich habe Ihnen Etwas anzuvertrauen, fiel ich ein, um meine Verlegenheit zu verbergen und jeden Argwohn des Herrn von Rochegune so viel als möglich zu beseitigen. Es betrifft unsre beste Freundin und insofern auch mich .....

„Reden Sie, Mathilde!" unterbrach er mich lebhaft.

Hören Sie denn! erwiderte ich mit aller Ruhe, die mir zu Gebote stand. Gestern erzählte Herr von Lancry, daß ein natürlicher Sohn eines nordischen Monarchen in Paris angekommen sei. Er soll hübsch, reich, liebenswürdig, fein gebildet und von trefflichem Charakter sein. Wie wärs, wenn er Emma heirathete? ... Was meinen Sie dazu?

Ich gestehe, daß ich selbst über die Sicherheit staunte, womit ich diese Lüge vortrug.

Herr von Rochegune schien überrascht und fragte sichtbar verlegen: „Sollte Emma nicht schon eine gewisse ... Vorliebe ... gezeigt haben? ..."

Ich glaube kaum, antwortete ich ... So lange ich im Hause war, habe ich nichts der Art bemerkt ... Und Sie? Ist Ihnen Etwas aufgefallen?

„Nein," erwiderte er ... „Damals ... nein; gewiß, nein!

„Aber haben Sie nicht seit Kurzem eine seltsame Veränderung im Benehmen Emmas bemerkt?" ... fragte er.

Durchaus nicht, mein Freund! Leider sehe ich sie jetzt sehr selten, und so wäre es möglich, daß .... Aber wie kommen Sie auf den Gedanken? fragte ich erstaunt.

Nach kurzem Kampfe mit sich selbst antwortete er: „Doch ich bin ein Thor, daß ich hinter dem Berge

halte .... Vielleicht, daß ich später bereuen müßte, geschwiegen zu haben."

In der That, ich begreife Sie nicht, mein Freund!

„Hören Sie mich! Seit ich Sie verloren habe, besuche ich Frau von Richeville häufiger als sonst. Emma ist stets zugegen, wenn ich von Ihnen rede.... Wiederholt schien es mir, als gewahrte ich in ihrem Blicke einen seltenen, nie zuvor bemerkten Ausdruck. Anfangs befremdete es mich, bald vergaß ich es..... Neulich trat ich unangemeldet in den Sal und fand Emma allein. Kaum sieht sie mich, so stößt sie einen leichten Schrei aus und wird purpurroth. Habe ich Sie erschreckt, Emma? fragte ich lächelnd. — Nein! o nein! ... Aber fühlen Sie wie mein Herz schlägt .... Doch nicht vor Schreck .... Mit diesen Worten legte sie meine Hand an ihren Busen. Es war so, ihr Herz schlug heftig."

Was finden Sie seltsam daran? fragte ich ... Das sieht dem arglosen Mädchen ganz gleich! ....

Herr von Rochegune blickte mich erstaunt an. Ohne Zweifel glaubte er, schon genug gesagt zu haben.

„Dies Herzklopfen, diese plötzliche Röthe überrascht mich nicht. Ich bin so Etwas schon gewöhnt an ihr .... Sie ist ein argloses, närrisches Kind! — Dennoch forderte dieser Umstand mich zu größerer Aufmerksamkeit auf. Dazu kömmt, daß sie seit Kurzem, selbst in Gesellschaft, mich auf eine Weise auszeichnet, die mich wahrhaft in Verlegenheit bringt ... Endlich, und das ist der Hauptgrund, warum ich Ihnen diese Sache mittheile .... Vorgestern, als ich nach Hause gehen will, fand ich Emma vor der Thüre des Sals auf mich warten ... Es ist heute mein Geburtstag! flüsterte sie mit geheimnißvoller Stimme und überreichte mir ein kleines Portefeuille. Nehmen

Sie das von mir, ich habe es selbst gemacht. Aber sagen Sie Frau von Richeville nichts! . . ."

Und was war in dem Portefeuille?

„Mein Bild, in Aquarell gemalt, und sprechend ähnlich, obgleich sie es aus dem Gedächtniß gearbeitet hatte . . . Ich weiß, es ist bloß eine Kinderei, aber auch die muß aufhören, die Erklärung bin ich der Frau von Richeville, mir selbst und Emma schuldig, deren liebenswürdige und schätzenswerthe Eigenschaften ich von ganzem Herzen anerkenne . . . . . Das ist der Grund, Mathilde, weßhalb ich mit Ihnen zu reden wünschte."

Auch ich halte das Alles für eine Grille eines jungen Mädchens, die bald verfliegt. Dennoch meine ich, daß man jedenfalls dahin wirken muß, daß sie nicht Wurzel faßt und in ein tieferes Gefühl übergeht. Darum möchte ich Ihnen eine kleine Reise vorschlagen, deren Unbequemlichkeit sie aus Freundschaft für die Herzogin vergessen werden. . . Inzwischen will ich wegen des jungen Fremden mit Frau von Richeville reden, und ist er so, wie der Ruf ihn schildert, können wir vielleicht zum Ziele kommen. Ich hoffe, daß das, was Liebe zu sein scheint, nichts ist als herzliche Freundschaft, die sich für einige Augenblicke in den Irrgarten der Phantasie verstiegen hat . . . Was halten Sie von meinem Rath?

„Ich billige ihn durchaus und will ihn befolgen, wie schwer es mir auch fällt."

Warum das, mein Freund?

„Ach, Mathilde, wüßten Sie, wie ungern ich mich von dem Ort meiner Leiden trenne. Mit Schrecken denke ich daran!"

Ich begreife es wohl, mein Freund. Aber bedenken Sie auch, welch Unglück entstehen kann, wenn Emma eine ernste Neigung zu Ihnen faßt . . . Wir müssen Alles thun, um dies zu verhüten, und da sehe ich kein anderes Mittel als eine kurze Abwesenheit.

„Sie haben Recht, Mathilde. Emmas Ruhe und künftiges Glück hängen davon ab. Ich darf dies kleine Opfer nicht scheuen, das einem so engelreinen Mädchen gebracht wird."

Gewiß, mein Freund! das Mädchen ist ein wahrer Schatz . . . Vielleicht, daß Sie bei Ihrer Rückkehr alle Ihre Wünsche für sie erfüllt sehen . . . Dann kann die Hochzeit in zwei oder drei Monden statt finden, und Ihre Freunde werden nichts versäumen, Ihnen das Leben, das Sie traurig und öde nennen, auf jede Weise zu erheitern.

„Und ist es nicht traurig und öde, Mathilde? Welche Hoffnung blüht mir? Welche Zukunft wartet meiner? Ach, Mathilde, Verwandte, Freunde, auch die besten nicht, geben einen Ersatz für ein Gefühl, das all mein Leben war. All die Triumphe, die ich feierte, lassen mich jetzt kalt. Stolz, Ehrgeiz — Alles ist mit Ihnen dahin. Ich gleiche," fügte er trübe lächelnd hinzu, „zwei Weibern, die sich auf die Ankunft ihrer Liebhaber herrlich herauszuputzen pflegten . . . Als sie ausblieben, fragten sie sich: wozu diese Schönheit, wozu der Schmuck?"

Für die neuen Liebhaber! fiel ich lächelnd ein.

„Sie wissen recht gut, Mathilde," antwortete er kopfschüttelnd, „daß ich nicht mehr lieben kann! . . . Und was ist Glück ohne Liebe? . . . Dem dreißigjährigen Manne steht vielleicht noch ein weiter Weg durch diese Lebensöde bevor. Die Fragen: was soll ich thun? was wird aus mir? sind mir unerträglich. Ich könnte, ich weiß nicht was? thun, nur um den ewigen Gedanken an den morgenden Tag zu entfliehen; könnte ins Kloster . . ."

Jung und frei, wie Sie sind? fiel ich erstaunt ein.

„Eben die Freiheit erschreckt mich, Mathilde. Nichts weckt mich mehr aus dem Seelenschlafe, in den ich versunken bin . . . . Nichts . . . ."

Hundertmal wollte ich ihm zurufen: Heirathen

Sie Emma. Sie werden von ihr geliebt, heiß geliebt, dadurch erhält ihr Leben eine bestimmte Richtung, einen Zweck und ein Ziel ... Aber ich fürchtete, durch Uebereilung ein Werk zu gefährden, das aus Thränen und Opfern aufgebaut war.

Muth, Muth! rief ich. Vielleicht läßt die Reise Sie Ihre Betäubung vergessen. Zählen Sie auf mich. Ich werde Ihnen genau über Emma berichten. So Gott will! darf ich Ihnen bald melden, daß Ihre Reise den gewünschten Erfolg gehabt hat . . . . .

. . . .

Mit diesen Worten schieden wir.

Am nächsten Tage erhielt ich nachstehenden Brief Emmas:

Emma an Frau von Lancry.

„Ich bin Ihrem Rathe gefolgt, mein schützender und rettender Engel .... Ich will Ihnen erzählen, was seit meinem letzten Schreiben vorging.

„Sie sagten mir, es werde bald der letzte Grund wegfallen, der ihn abhält, seine Liebe mir zu gestehen. Ich habe Ihnen von jeher herzlich gern geglaubt, Sie haben mir so viele und so liebe Dinge gesagt! ....

„Sie riethen mir, meinen Gefühlen für ihn freien Lauf zu lassen — und ich habe es gethan .... Ich war selig, wenn ich ihn anschauen durfte ..... Wenn unsre Blicke sich begegneten, sah ich nie weg. Er mußte meine Wonne mir im Auge lesen ....

„Ich weiß nicht, ob Sie es billigen werden ... aber ich habe ihm sein Bild geschenkt .... das ich selbst malte .... aus dem Gedächtniß, erinnern Sie sich noch? .... Ich wußte, ich würde ihm nicht eben viel Freude damit machen, doch hoffte ich, er werde daraus sehen, daß ich immer an ihn denke. Und seltsam, Mathilde, seitdem ich an seinem Bilde nicht mehr male, ist es mir, als gehörte er mir und ich ihm nicht mehr ....., O, und wie stolz war ich auf dies neue

„Sie haben Recht, Mathilde. Emmas Ruhe und künftiges Glück hängen davon ab. Ich darf dies kleine Opfer nicht scheuen, das einem so engelreinen Mädchen gebracht wird.“

Gewiß, mein Freund! das Mädchen ist ein wahrer Schatz . . . Vielleicht, daß Sie bei Ihrer Rückkehr alle Ihre Wünsche für sie erfüllt sehen . . . Dann kann die Hochzeit in zwei oder drei Monden statt finden, und Ihre Freunde werden nichts versäumen, Ihnen das Leben, das Sie traurig und öde nennen, auf jede Weise zu erheitern.

„Und ist es nicht traurig und öde, Mathilde? Welche Hoffnung blüht mir? Welche Zukunft wartet meiner? Ach, Mathilde, Verwandte, Freunde, auch die besten nicht, geben einen Ersatz für ein Gefühl, das all mein Leben war. All die Triumphe, die ich feierte, lassen mich jetzt kalt. Stolz, Ehrgeiz — Alles ist mit Ihnen dahin. Ich gleiche,“ fügte er trübe lächelnd hinzu, „zwei Weibern, die sich auf die Ankunft ihrer Liebhaber herrlich herauszuputzen pflegten . . . Als sie ausblieben, fragten sie sich: wozu diese Schönheit, wozu der Schmuck?“

Für die neuen Liebhaber! fiel ich lächelnd ein.

„Sie wissen recht gut, Mathilde,“ antwortete er kopfschüttelnd, „daß ich nicht mehr lieben kann! . . . Und was ist Glück ohne Liebe? . . . Dem dreißigjährigen Manne steht vielleicht noch ein weiter Weg durch diese Lebensöde bevor. Die Fragen: was soll ich thun? was wird aus mir? sind mir unerträglich. Ich könnte, ich weiß nicht was? thun, nur um den ewigen Gedanken an den morgenden Tag zu entfliehen; könnte ins Kloster . . .“

Jung und frei, wie Sie sind? fiel ich erstaunt ein.

„Eben die Freiheit erschreckt mich, Mathilde. Nichts weckt mich mehr aus dem Seelenschlafe, in den ich versunken bin . . . . Nichts . . . .“

Hundertmal wollte ich ihm zurufen: Heirathen

Sie Emma. Sie werden von ihr geliebt, heiß geliebt, dadurch erhält ihr Leben eine bestimmte Richtung, einen Zweck und ein Ziel . . . Aber ich fürchtete, durch Uebereilung ein Werk zu gefährden, das aus Thränen und Opfern aufgebaut war.

Muth, Muth! rief ich. Vielleicht läßt die Reise Sie Ihre Betäubung vergessen. Zählen Sie auf mich. Ich werde Ihnen genau über Emma berichten. So Gott will! darf ich Ihnen bald melden, daß Ihre Reise den gewünschten Erfolg gehabt hat . . . . . .

. . . .

Mit diesen Worten schieden wir.

Am nächsten Tage erhielt ich nachstehenden Brief Emmas:

Emma an Frau von Lancry.

„Ich bin Ihrem Rathe gefolgt, mein schützender und rettender Engel . . . . Ich will Ihnen erzählen, was seit meinem letzten Schreiben vorging.

„Sie sagten mir, es werde bald der letzte Grund wegfallen, der ihn abhält, seine Liebe mir zu gestehen. Ich habe Ihnen von jeher herzlich gern geglaubt, Sie haben mir so viele und so liebe Dinge gesagt! . . . .

„Sie riethen mir, meinen Gefühlen für ihn freien Lauf zu lassen — und ich habe es gethan . . . . Ich war selig, wenn ich ihn anschauen durfte . . . . . Wenn unsre Blicke sich begegneten, sah ich nie weg. Er mußte meine Wonne mir im Auge lesen . . . . .

„Ich weiß nicht, ob Sie es billigen werden . . . aber ich habe ihm sein Bild geschenkt . . . . das ich selbst malte . . . . aus dem Gedächtniß, erinnern Sie sich noch? . . . . Ich wußte, ich würde ihm nicht eben viel Freude damit machen, doch hoffte ich, er werde daraus sehen, daß ich immer an ihn denke. Und seltsam, Mathilde, seitdem ich an seinem Bilde nicht mehr male, ist es mir, als gehörte er mir und ich ihm nicht mehr . . . . . O, und wie stolz war ich auf dies neue

Werk, denn Sie glauben nicht, wie es ihm ähnlich sieht .... Und wie gern arbeitete ich daran! Wenn ich vor meinem Zeichentische saß und ihn sehen wollte, brauchte ich nur die Augen zu schließen und gleich sah ich ihn, als ob er vor mir stünde.

„Herr von Rochegune ist immer sehr betrübt, wenn er von Ihnen spricht... und Frau von Richeville und ich auch... Wir sind noch ganz untröstlich über Ihren Verlust.

„Ja, ich merke gut, daß er mich liebt; er behandelt mich nicht mehr als junges Mädchen. Vorgestern, als ich ihm das Portefeuille gab, hat er mich so gerührt angesehen, daß ich weinen mußte.

„Wenn ich denke, daß ich vor sechs Wochen so krank war, daß Sie mir sagten, wovon ich krank sei, und daß Sie mich geheilt haben: oh! dann segne ich Sie auf meinen Knieen und bete Sie an, wie eine Heilige... Kurz, Mathilde, Sie haben mich gerettet... mit Einem Worte mich gerettet... und das Wort war sein Name..."

„Unaufhörlich frage ich mich, wodurch ich es verdient habe, daß er mich liebt, daß er mich erwählt aus den Vielen, die ihm zur Wahl frei stehen? O welch unverhofftes Glück für Ihre Emma, nicht wahr?...

„Ich möchte doch wissen, ob ich ihn zuerst geliebt habe, oder er mich... Ja, ja! Ich habe ihn zuerst geliebt, sonst wäre ich ja undankbar gewesen.

„Zürnen Sie mir nicht, Mathilde. Aber glauben Sie, daß er noch lange schweigen muß? Wann wird er mir sagen, daß er mich liebt? Sie versprachen, es solle bald mit dem Schweigen aus sein. Was nennen Sie bald?

„Zürnen Sie mir nicht, Mathilde, ich will auch recht geduldig sein und nie wieder so unbescheidene Fragen thun. Ich darf jetzt um so weniger ungeduldig sein, als ich ihm zeigen darf, wie sehr ich ihn liebe."

„Adieu, mein Schutzengel! Adieu... Sie sehen, daß ich ganz Ihrem Rathe folge. Besuchen Sie uns recht bald. Sie wissen ja, wie Sie von uns Allen geliebt werden, von Frau von Richeville, von ihm und von

Ihrer Emma."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Verlobung.

Herr von Rochegune hatte wiederum Geschäfte als Bewegrgrund seiner Reise vorgeschützt.

Den folgenden Tag setzte ich Emma von der Abwesenheit des Herrn von Rochegune, die diesmal recht lange dauern könne, weil unvorhergesehene Familienereignisse eingetreten seien, in Kenntniß. Er sei durch diese Nachrichten so entmuthigt worden, daß er es nicht gewagt habe, sich persönlich bei ihr zu verabschieden.

Emma wurde durch diesen unerwarteten Schlag, der alle ihre Hoffnungen zu vereiteln oder doch weit hinaus zu schieben drohte, so schmerzlich betroffen, daß die Symptome ihrer ersten Krankheit sich theilweise erneuerten, wenn auch lange nicht so ernstlich.

So war ich genöthigt, den Doktor Gérard zu Rathe zu ziehen. Als dieser mir beistimmte, daß jeder weitere Verzug gefährlich werden müsse, schrieb ich an Herrn von Rochegune und bat ihn, so schnell wie möglich nach Paris zurückzukehren, weil seine Gegenwart allein eine heilsame Krisis herbeiführen könne.

Er antwortete mir also:

„Morgen Abend werde ich in Paris sein.... Ihre

Nachrichten sind entsetzlich.... Leider kann ich Nichts gegen das Uebel thun, das ich ohne meine Schuld veranlasse.... Emma ist ein Engel an Güte, Schönheit, Offenheit und Anmuth.... Sie verdient, daß sie ein Herz ganz besitze.... Wäre ich nicht Ihnen auf meinem Lebenswege begegnet, könnte ich noch lieben .... so sollte ihre Liebe mein kostbarster Schatz sein..... Aber sie aus Mitleid heiraten, ist ihrer und meiner unwürdig.... Ich hoffe zu Gott, Sie täuschen sich über die Gefahr des armen Kindes.... Jedenfalls komme ich.... Und ihre Mutter, unsre beste Freundin?... Gott weiß, welches Schicksal mich verfolgt!... R."

Einige Stunden nach der Ankunft des Herrn von Rochegune ging Doktor Gérard auf meinen Rath zu ihm, um ihn von dem wahrhaft beunruhigenden Zustande Emma's in Kenntniß zu setzen.

„Und das arme Mädchen ist in Todesgefahr?" fragte er mich tief bekümmert. „So eben verläßt mich Herr Gérard."

Leider! Leider! antwortete ich. Ich bat den Doktor, den Sie kennen und schätzen, Sie von der Gefahr zu benachrichtigen. Ich zweifelte nicht, daß seine Worte beredter sein würden, als alle Vernunftgründe.

„Ich habe ihn mit tiefster Betrübniß angehört. Leider! kann ich Nichts für Emma thun als sie bemitleiden. Ich wiederhole Ihnen, Mathilde, Emma ist ein liebes, gutes Mädchen.... Sie kennen mich und wissen, daß ihre Geburt kein Hinderniß für mich ist.... Ich schätze sie, ich achte ihre seltsamen Eigenschaften.... aber ich liebe sie nicht, kann sie nicht lieben...."

Schlimm genug, mein Freund! Doch gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf!... Vielleicht, daß die früher besprochene Heirat zu Stande kommt.... Wo nicht, scheint es mir fast, als wären Sie verpflichtet.

„Verpflichtet?"

Ja, Sie, ein Mann von so großem, edlem Herzen.

„Zu so Etwas ist Niemand verpflichtet, Mathilde, weder ich, noch sonst wer!“ antwortete er mit einer Entschiedenheit, die mich erschreckte.... „Ich bedaure den Vorfall von ganzem Herzen, aber ich kann Nichts dafür.“

Sie können Nichts dafür? Und Ein Wort, ein einziges Wort....

„Dies Wort heißt Liebe, fiel er ein, ... und die habe ich nicht.“

Aber sie hat sie.... Sie liebt Sie, ja sie stirbt aus Liebe zu Ihnen! Ich denke, das sollte Sie erweichen.

„Ist es meine Schuld, wenn sich das arme Kind allerlei in den Kopf gesetzt hat?...“

Und ist es ihre Schuld, wenn sie jeden Tag Sie gesehen und gehört, wenn sich die Liebe in ihr Herz eingeschlichen hat? Ist es nicht grausam, eine Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen, die Sie nicht fühlen ... ja, die Sie nicht fühlen.... Denn Emma's Liebe kann Sie wohl stolz machen....

„Und ich wäre stolz darauf, gewiß!... wenn ich dieser Liebe würdig wäre....“

Warum sollten Sie dieser Liebe nicht würdig sein?

„Weil ich sie nicht theile und nicht theilen kann.“

Vielleicht jetzt nicht, aber doch dereinst.... Denken Sie doch an das, was Sie vor Ihrer Abreise mir sagten, von Ihrem Lebensüberdruß.... Diese trübe Stimmung wird immer ärger werden.... Sie lieben mich nicht mehr, können mich nicht mehr lieben!.... Und ich ... jeder Tag knüpft die Bande zwischen mir und meinem Gemahl enger ... er will mich das alte Unrecht vergessen machen.... Sie sehen also, unsere Träume von ehemals sind alle zu Schaum geworden! ... Sie werden meiner ewig mit Wehmuth gedenken... und ich werde Ihnen stets die zärtlichste Freundschaft, die tiefste Achtung bewahren.... Aber unsre Lebens-

wege gehen jetzt weiter aus einander .... mit jedem Tage weiter.... Welche Zukunft bleibt Ihnen?

„Die traurigste, Mathilde!“

Und doch besinnen Sie sich, sie zu opfern, wenn das Opfer Emma's Leben retten kann?

„Es ist Emma besser, sie stirbt, als sich an eine welke Seele ketten.“

Die Seelenwärme dieses herrlichen Mädchens wird belebend, befruchtend in die Ihrige dringen!

„Unmöglich, Mathilde. Ich bin aller Liebe erstorben!“

So soll denn Emma sterben! rief ich bitter aus. Was liegt auch daran, ob ein Geschöpf Gottes mehr oder weniger auf Erden ist!... Emma ist jung, schön, liebenswürdig, untadelhaft an Geist und Seele!.... Sie liebt ... sie stirbt vor Liebe! Und sie soll sterben!... Das liebliche Mädchen fällt als Opfer, nicht eines heldenmüthigen Ehrgeizes oder einer großen, bewunderswerthen Leidenschaft, nein! sie fällt als Opfer des Eigensinns, der Langenweile, einer unmännlichen, feigen Trägheit!!...

„Harte Worte, Mathilde!“

Dieselben, die Herr von Mortagne Ihnen zurufen würde. Hätte er anders gesprochen? Antworten Sie!...

Herr von Rochegune schwieg und ließ nachdenklich den Kopf hängen.

Jedes seiner Worte war Ihnen heilig, mein Freund!... Oh! daß Sie so bald Ihre eigenen Worte vergessen können: Unsre Liebe wird uns einst zu den höchsten und schwersten Opfern begeistern! Eine dunkle Ahnung sagte Ihnen die Ereignisse dieser Stunde voraus!... Oh, seien Sie großmüthig und edel, wie sonst immer!

„Offen, Mathilde! Könnte Herr von Mortagne gerathen haben, können Sie, Mathilde, rathen, Emma aus Mitleid zu heiraten?... Um den Preis würde selbst Emma zurücktreten.“

So reden Sie, mein Freund? Gesetzt, Sie heirateten Emma bloß aus Mitleid. Würden Sie es ihr gestehen. Nein, ich kenne Sie, Sie sind zu edel, um es sie merken zu lassen. Sie würden eher zu einer Lüge Ihre Zuflucht nehmen, als sie so tief betrüben. Denn auch Emma ist stolz, sie zieht tausendmal den Tod einer Heirat aus Mitleid vor.

„Aber Emma muß wissen, daß ich Sie liebe! Mit welcher Zärtlichkeit habe ich stets in ihrer Gegenwart von Ihnen gesprochen!"

Sie sah in unsrer Zärtlichkeit nur eine geschwisterliche Zuneigung. War ich nicht verheiratet? Dies Eine Wort trennte uns auf immer.

„Und Sie würden eine Heirat mit Emma gern sehen?"

Gewiß, gewiß! Die Heirat würde Sie, Emma und unsre beste Freundin glücklich machen, würde Emma vom Tode retten, würde Sie aus dem Seelenschlafe wecken, worin Sie befangen liegen. Ihr Leben bekäme einen Zweck; neue, süße Bande könnten Sie fester als je an's Dasein knüpfen; Sie hätten Hoffnung, den erlauchten Namen Ihrer Familie auf die Nachwelt zu bringen; und endlich . . . . . . fügte ich unter Thränen hinzu: wenn man den liebsten Hoffnungen entsagen mußte, wenn das Herz vor Wehmuth brechen möchte, was tröstet dann mehr als das Bewußtsein, Andern das Glück zu geben, das man sich selbst wünschte! . . . . Ein Wort, ein einziges Wort aus Ihrem Munde kann das arme Kind von Grab und Tod retten, und Sie wollten es nicht sprechen? . . . . Wem ist je Gelegenheit gegeben, eine schönere, edlere That zu thun? ein höheres Entzücken einzuflößen? Im Himmel selbst gibt es keinen göttlichern Genuß. Nur ein Ungeheuer konnte behaupten, daß Rache das Vergnügen der Götter sei!! . . . .

„Schweigen Sie, Mathilde, schweigen Sie!" rief

Herr von Rochegune sichtbar bewegt . . . . „Sie reden nur zum Herzen, nicht zur Vernunft!"

Merken Sie auf die Stimme ihres Herzens und Sie werden finden, daß sie mit der Vernunft übereinstimmt! . . . Ja, mein Freund, ich sehe, Sie sind gerührt . . . . . O, folgen Sie der Stimme des Herzens! Oder wollen Sie, daß zu dem Schmerze über den Verlust unsrer Liebe noch die Qualen Ihres Gewissens, das Sie des Mordes an Emma beschuldigte, sich hinzugeselle . . . . Oder wollen Sie, daß ich mir ewig vorwerfe, durch den Ihnen verursachten Kummer die Schönheit Ihrer Seele getrübt zu haben . . . . . Nein, nein! Trachten wir Beide, daß unsre Liebe uns läutere und bessere! Dann werde ich dem verzeihen, dem ich so viele Schmerzen verdanke; dann werden Sie dem armen Kinde die Leiden vergüten, die es Ihrer wegen erduldet hat. . . .

„Mathilde, Mathilde, wir Beide werden diese Stunde einst bereuen! Sie, daß Sie mir zuredeten; ich, daß ich Ihnen nachgab!"

Nie, mein Freund, nie! . . . . . O gewiß! Sie werden mir innigen, herzlichen Dank wissen . . . . Dann, ... und vor Thränen konnte ich nicht ausreden.

„Was fehlt Ihnen, Mathilde?" fragte Herr von Rochegune unruhig.

Nichts, mein Freund, Nichts! erwiderte ich und versuchte zu lächeln. Ich dachte an Ihr und Emma's Glück . . . hören Sie auf meine Wünsche und meinen Rath. Dann, wenn Sie sich in Ihrem Glücke nicht zu fassen wissen, wenn auch ich mit Ihnen glücklich bin, dann flüstere ich Ihnen in's Ohr: Böser Freund Sie, der ich Sie zwingen mußte! . . .

„Hüten Sie sich, Mathilde, hüten Sie sich! . . ." Mehr um Emma's, als um meiner willen! . . . .

Mein Leben kann nicht unglücklicher werden, als es ist . . . . . Aber dies Kind! . . . Mein Gott,

wenn sie sich in mir täuschte! . . . Auch ihr Leben kann nicht unglücklicher werden!! . . . .

„Mathilde, Mathilde! Es wäre eine traurige Verlobung! . . ."

Für Emma, die Verlobung einer Königin! Ihr Wort, mein Freund, Ihr Wort!

„Mathilde!"

Im Namen Ihres Vaters . . . . im Namen unseres seligen Freundes, der seine Bitten mit den meinigen vereint . . . .

„So wollen Sie es?"

Ich flehe darum!

„So haben Sie es. Es geschehe dem Kinde, wie es verlangt!"

Oh, Dank, Dank Ihnen, Bester, Edelster unter den Menschen . . . . Ach! wüßten Sie die unsägliche Wonne der Thränen, die ich Ihnen weinen muß, rief ich tiefbewegt aus.

Für so viele schmerzliche Opfer sah ich mich endlich mit Emma's Glück belohnt!! . . . .
. . . .

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Antrag.

Herr von Rochegune hatte sein Wort gegeben, und sein Wort war ihm heilig. Ein Mann von solcher Zartheit begriff leicht die Nothwendigkeit, gegen Emma zu thun, als liebe er sie schon lange. Ich übernahm es, um Emma's Hand in seinem Namen bei Frau von Richeville anzuhalten.

Ehe ich mit letzterer sprach, eilte ich zu Emma.

Man denke sich ihr Staunen, ihre Freude, ihre Trunkenheit, als sie die Rückkehr des Herrn von Rochegune und seine Bewerbung um ihre Hand erfuhr.

Sie versprach, sich gegen die Herzogin recht überrascht zu stellen, sobald diese ihr die frohe Nachricht mittheilen werde. Ich durfte daher weder von dieser Seite, noch von Seite Herrn von Rochegune's eine Entdeckung meiner Lüge befürchten.

Ich komme von Emma, redete ich Frau von Richeville an. Sie befindet sich viel besser.

Frau von Richeville schüttelte traurig den Kopf.

„Ich bin gewiß, erwiderte die Herzogin, Emma verbirgt mir Etwas, vielleicht gar, daß sie um das Geheimniß ihrer Geburt weiß. Sie muß am Herzen leiden, der Arzt forscht umsonst nach der Ursache ihrer Krankheit.“

Doktor Gérard hat sie für nervös erklärt. Dergleichen Krankheiten kommen ebenso schnell, als sie gehen.

„Kaum genesen, ist sie schon wieder befallen. O, wie mich das beunruhigt!“

Und Ihre Freunde auch. Namentlich Herrn von Rochegune, den ich diesen Morgen gesehen habe.

„So, ist er wieder zurück?“

Ja und er hat mir einen wichtigen Entschluß anvertraut, den er in der Einsamkeit seines ländlichen Wohnsitzes gefaßt hat .... Sie wissen, er ist tief erschüttert ...

„Und mit Recht; ohne daß ich Sie anklagen will. Ja, er ist sehr unglücklich.“

Gewesen, fiel ich ein. Er blickt jetzt ruhiger in die Zukunft ...

„Gottlob! Mit wahrer Verzweiflung gestand er, daß die Mathilde von ehemals wie todt für ihn sei.“

Und er hat die Wahrheit gesagt. Daß er sich ganz von mir losgemacht, beweist ...... Sie werden

es kaum glauben ...., sein Wunsch ....., sich zu verheiraten .....

„Er, er! Unmöglich!“

Seine letzte Reise hatte keinen andern Zweck, als diesen Plan reiflich zu erwägen. Er fühlt mehr als je das Bedürfniß, sich einen häuslichen Herd zu gründen.

„Er und heiraten! wiederholte Frau von Richeville erstaunt. Und Sie macht er zu seiner Vertrauten?“

Ich bin und bleibe seine beste Freundin! .. Mußte er mich nicht über einen so wichtigen Entschluß befragen?

„Ja, gewiß! Und doch sieht es wie Grausamkeit aus!“

Ich sehe Nichts als Liebe darin Ist es nicht natürlich, daß er an die Zukunft denkt? .... Und wie ist er geschaffen dazu, ein Weib glücklich zu machen! Wäre er davon nicht überzeugt: nimmer würde er heiraten!

„Gewiß, gewiß! Alle Bande, alle Pflichten sind ihm heilig!“

Warum staunen Sie denn über seinen Wunsch?

„Weil nur Ein Weib seiner würdig war.“

Sagen Sie wenig Weiber, so haben Sie Recht. Es hält ebenso schwer, für Herrn von Rochegune ein seiner würdiges Weib finden, als für Emma einen ihrer würdigen Mann.

„Ach, Mathilde, der Gedanke hat mich schon lange gequält ...“

Die längste Zeit, rief ich aus. Ich habe den einzig würdigen Mann für sie gefunden!

„Und wer ist er?“

Herr von Rochegune!

„Herr von Rochegune?“

Ja Herr von Rochegune!

„Mathilde, Sie sind von Sinnen!“

Nicht so ganz, wie Sie glauben. Fürchten Sie, daß er sich an Emma's Geburt stößt?

„Durchaus nicht!“

Oder daß er an sein Vermögen, an seine Stellung denkt?

„Auch das nicht.“

Und doch staunen Sie?

„Weil er nie an Emma gedacht hat und nie an sie denken wird.“

Gesetzt, es wäre so; würden Sie nicht glücklich, recht glücklich darüber sein?

„Welche Frage! Doch wozu solche Träume?“

Und wenn es keine Träume wären, wenn er wirklich Emma liebte und um ihre Hand bei Ihnen anhielte?

„Zum ersten Male, Mathilde, betrüben sie mich. Dieser Scherz thut mir weh!“

Ich scherze nicht, geliebte Freundin. Bei allem, was mir heilig ist, schwöre ich, daß ich förmlich beauftragt bin, um Emma's Hand bei Ihnen anzuhalten . . . .

Sie mußte mir glauben.

Keine Feder beschreibt ihre Rührung, die noch durch Emma's trunkene Freude erhöhet wurde . . .
. . . .

So stand ich denn am Ziele meiner Wünsche . .
. . . .

Die schmerzliche Ungewißheit, ob ich meine Absichten erreichen werde oder nicht, hatte mich meine Seelenleiden vergessen lassen. Jetzt, da ich mein Opfer mit dem schönsten Erfolge gekrönt sah, bemächtigte die Verzweiflung sich meiner Brust auf's Neue.

Emma war glücklich, Herr von Rochegune war glücklich, aber ich . . . . ich? . . .

Ich will nichts verschweigen . . . .

So lange Herr von Rochegune die Heirat mit Emma als ein Opfer ansah, das er dem armen Mäd-

chen brachte; so lange ich, fast wider seinen Willen, in seinem Herzen fortlebte; empfand ich eine Art wehmüthiger Freude.

Als er aber mehr und mehr den unwiderstehlichen Zauber dieses Mädchens erfuhr, das unter seinen Augen immer lieblicher sich entfaltete; als er mir gestand, daß nun Emma ihn über einen Verlust trösten, daß sie vielleicht einst den Kummer, den ich ihm verursacht, ganz in Vergessenheit bringen könne; oh, da erwachte ein tiefer, tiefer Schmerz in mir . .

. . . .

Bald sprach ganz Paris von dieser Partie.

Die Einen schrien über den Wankelmuth des Herrn von Rochegune, die Andern priesen die Feinheit und Geschicklichkeit der Frau von Richeville, noch Andere glaubten an gegenseitige Neigung; endlich behaupteten Viele, Herr von Rochegune wolle nur von sich reden machen, denn ein Mann von hunderttausend Livres Renten heirate keine arme Waise, ohne geheime Absichten dabei zu haben.

Die Hochzeit sollte in Rochegune gefeiert werden, sobald die Förmlichkeiten es erlaubten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Heirat.

Ich muß jetzt Einiges aus meinem häuslichen Leben nachholen.

Die Briefe des Herrn Lugarto waren seit lange ganz ausgeblieben. Nach und nach verschwand die Furcht vor ihm. Blondeau schlief in meiner Kammer.

Da ich wenig aß und Bedenken trug, meine Kost aus der Restauration kommen zu lassen, so bereitete Blondeau selbst die Speisen, mit äußerster Vorsicht.

Ich ließ den Versteck dicht überkleiden und kaufte — man lache nicht! — einen scharfen Dolch, den ich stets mit in mein Bett nahm.

Die ersten Nächte nach dem Empfange jenes Briefes des Herrn Lugarto wurde ich von schrecklichen Träumen geplagt. Aber je länger ich mich in das trübe Logis einwohnte, je mehr blieben sie aus.

Herrn von Lancry sah ich selten. Er schien alle Hoffnung, Ursula wiederzufinden, aufgegeben zu haben. Tausend Gründe zwangen mich, bei ihm auszuhalten. Sonst würde er vielleicht in meine Bitte um Ehescheidung gewilligt haben.

Mein Leben floß äußerst einförmig dahin. Frau von Richeville und Emma besuchte ich fast täglich. In meiner Wohnung empfing ich Niemanden. Den Tag über zeichnete und stickte ich, ging dann im Park von Monceaux spazieren oder machte einige Besuche.

Mit Ungeduld erwartete ich den Hochzeittag des Herrn von Rochegune. Gleich darauf wollte ich mich nach Maran zurückziehen, das Frau von Richeville unter ihrem Namen angekauft hatte. Die von meiner Mutter ererbten Diamanten im Werthe von etwa fünfzig tausend Thalern hatte ich beharrlich meinem Manne verweigert und sie derselben Freundin anvertraut. Ich hoffte, um diesen Preis später die gesetzliche Scheidung von meinem Manne zu erlangen.

Verstand er sich dazu, so kostete mich das Bekenntniß, mich nochmals in meinem Manne getäuscht zu haben, keine große Ueberwindung. Was auch die Welt sagen mochte: ich hatte wenigstens meine Ketten abgeschüttelt.

Ein an sich ziemlich bedeutungsloser Umstand trieb mich zu einem Entschlusse, der später von traurigen Folgen war.

Seit lange war ich durch Nichts an die Nähe des Herrn Lugarto erinnert worden, als ich eines Tages unter meinen Briefen, die ich in einem Muschelkästchen verschlossen hielt, dessen Schlüssel ich stets bei mir trug, eine gewisse Unordnung zu entdecken glaubte.

Kein Brief fehlte, aber das Schloß schien während meiner Abwesenheit geöffnet worden zu sein.

Wiewohl ich keinen Grund zum Argwohn auf Blondeau oder meinen Bedienten hatte, fürchtete ich doch die Macht des Geldes und der Verführungskünste, die Herrn Lugarto zu Gebote stand. So entschied ich mich, alle wichtigen Papiere, namentlich meinen Briefwechsel mit Emma und Herrn von Rochegune, sichern Händen anzuvertrauen.

Herrn von Rochegune und Frau von Richeville durfte ich sie aus leicht begreiflichen Ursachen nicht geben. Gott weiß wie! aber ich dachte plötzlich an Herrn von Senneville.

Ich sah ihn oft bei seiner Tante und hörte ihn stets als einen Mann von Ehre rühmen.

Herr von Senneville war mit Freuden dazu bereit und kam eines Abends, um das Kästchen mit den Briefen abzuholen. Ich hatte ihn um diesen kleinen Gefallen ersucht, weil ich gegen die schändliche Hinterlist des Herrn Lugarto mich nicht genug sichern zu können meinte.

Zugleich wurde verabredet, daß Blondeau jeden neuen Brief ihm überbringen und in seiner Gegenwart zu den alten einschließen solle.

Wenige Tage nach der Abreise des Herrn von Rochegune auf seine Güter erhielt ich folgenden Brief von ihm:

„Rochegune, 20. Octbr. 1836.

„Emma ist mein Weib. Der Dank für ein Glück, das Ihr Werk ist, gebührt Ihnen, meine edle Freundin! Ihre Prophezeihungen sind erfüllt, ich gehe jetzt meinen Lebensweg mit festem, sicherem Schritte, die

Zukunft erheitert sich mir, mit jedem Tage wird der Himmel reiner. Auf Ihren Rath habe ich mich durch geheiligte Bande an das Leben gebunden... Gebunden sein, heißt Pflichten haben, und Pflichterfüllung war mir stets ein herzliches Vergnügen.

„Ich schreibe Ihnen, weil meine Heirat ein Wendepunkt in Ihrem Leben sein muß. Je weiter ich mich von der Zeit entferne, wo das Gebäude meiner Hoffnungen durch Sie zusammenstürzte, um so mehr kehrt die Besinnung wieder, um so herzlicher wünsche ich mir Glück, Ihrem Rathe gefolgt zu sein.

„Keine liebte ich so, wie Sie; Keine werde ich höher achten, als Sie. Ich verdanke Ihnen die Erkenntniß eines Glückes, von dem ich keine Ahnung hatte; des Glückes, in einer Andern zu leben oder vielmehr, eine Andere dadurch zu beleben, daß ich für sie lebe.

„Ich kann nicht sagen, was ich für Emma fühle. Sie ist so in mein Fleisch und Blut übergegangen, sie beweist mir eine solche Empfänglichkeit für meinen Einfluß, daß ich eben so stolz und glücklich darauf bin, als unruhig und besorgt darüber.

„O daß Sie das kindliche Entzücken sähen, womit sie das Leben anblickt, das ich ihr geschaffen habe. Ja, Mathilde, Sie hatten Recht, ihr Glück hat mich glücklich, ihre Liebe fast verliebt gemacht.

„Warum sollte ich es Ihnen verschweigen? Es ist nicht... die Liebe, die ich für Sie fühlte... Die ist todt, ganz todt;... mit Einem Schlage wie vernichtet, verflüchtigt... und gerade in dem Augenblicke, wo sie in ihrer ganzen Blüthe und Kraft stand.

„Ich habe es Ihnen oft gesagt: die Todten altern nicht im Grabe; wenn ein Wunder sie erweckte, stünden sie so auf, wie sie niedersanken. So auch mit meiner Liebe. Wenn sie durch ein Wunder erstünde, erstünde sie ganz so, wie sie war, als sie erblich.

„Nein, nein! Gott sei Dank, ist das Gefühl, das

Emma mir einflößt, kein Bruchstück von dem Feenschlosse unserer alten Liebe... Nein! es ist ein reines, jungfräuliches Gefühl, wie nur eine Jungfrau es einflößen kann. Keine Frau liebt so und kann so lieben. Und wie die Liebe, so auch die Gegenliebe.

„Ich kann keinen Schritt thun auf dem schönen Wege, den Sie mir eröffnet haben, ohne Ihrer Worte zu gedenken: wenn man den liebsten Hoffnungen entsagen muß, wenn das Herz vor Wehmuth brechen möchte: was tröstet dann mehr, als das Bewußtsein, Andern das Glück zu geben, das man sich selbst wünschte.

„Wie ein Gott im Kleinen dünke ich mich mitten in der Welt von Glück, die ich selbst geschaffen. Oh, daß Sie die Wonne der Herzogin sähen! Es ist ihr noch jetzt, als träumte sie, so vollkommen ist ihre Seligkeit. Oft erschreckt sie mich durch den Ausruf: Das Glück ist zu groß! Gewiß, es steht uns ein Unglück bevor!

„Ich beruhige sie, so gut ich kann. Aber sie ist abergläubisch, wie Alle, die viel im Leben gelitten haben. Ohne Ihr Heilmittel, Mathilde, wäre auch ich ein Fatalist geworden...

„Frau von Richeville und ich haben reiflich erwogen, ob es nicht besser wäre, Emma in das Geheimniß ihrer Geburt einzuweihen; doch wir wollen die Sache auf sich beruhen lassen.

„Es wäre freilich ein großes Unglück, wenn der Zufall es ihr doch mittheilte. Aber warum das Schlimmste befürchten?

„Wir bleiben in Rochegune bis Ende Februar oder März, nach Emma's Wunsche. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie schmerzlich wir Alle Sie vermissen. Sie wissen, wer und was Schuld ist, daß wir Sie nicht hier haben.

„Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß Sie glücklich sind. Die Entbehrungen der Gegenwart sind Ih-

nen keine Last, Sie würden noch härtere aus Rücksicht auf Ihren Gemahl geduldig ertragen.

„Um Ihnen Nichts zu verheimlichen, Mathilde! Der Augenblick, wo ich das Wort aussprach, das mich auf immer an Emma bindet, war mir ein höchst bitterer, denn diese meine Ehe war der letzte Schritt, der mich unwiderruflich von Ihnen trennte. Bis den Augenblick hatte ich, wenn auch keine Hoffnung mehr auf Sie, doch wenigstens Freiheit.

„Aber dieser schmerzliche Eindruck schwindet bald. Meine Gegenwart ist glücklich, meine Vergangenheit voll trüber Erinnerungen, meine Zukunft voll freudiger Hoffnungen.

„Ich würde mein Gefühl für Emma mißtrauisch ansehen, wenn es lebhafter wäre, als es wirklich ist. So wie es ist, genügt es der Freude und dem Glücke des lieben Kindes. Und es muß täglich an Innigkeit zunehmen.

„Die Aehnlichkeit im Charakter Emma's mit dem Ihrigen überrascht mich oft ungemein. Ganz dieselbe Offenheit und Geradheit, dieselbe Empfänglichkeit für alles Gute und Wahre .... Auch im Aeußern hat sie viel von Ihnen angenommen, sie trägt ihr Haar ganz wie Sie und spricht oft ganz wie Sie .... Sie können sich denken, wie mich das entzückt! ....

„Adieu denn, liebe Freundin, zärtlich Adieu! Es scheint mir, als wäre unsre Stellung jetzt ausgeglichen und als kehrte die alte Freundschaft für Sie zurück, so sanft und ruhig, vielleicht noch ruhiger, weil damals der Funke der Leidenschaft schon längst unter der Asche glimmte.

„Jetzt ist der Funke ganz erloschen.

„Lebewohl, Mathilde, und Dank! Ja, innigen Dank! Denn ohne Sie würde ich nicht blos das zärtlich geliebte Kind geopfert haben, sondern auch ein elendes, trostloses Leben führen. Mit Schrecken gedenke ich,

daß ich für einen Augenblick die Buhlerkünste Ihrer höllischen Cousine ungern vermissen konnte.

„Wer weiß, wie tief ich gesunken wäre, wenn ich mich ihr in die Arme geworfen hätte!

„Je mehr man sich von der Gefahr entfernt, um so richtiger beurtheilt man sie.

„Aber geschwind zu meiner engelgleichen Emma zurück! .... Im sichern Hafen träumt sich gut von den Stürmen auf hoher See; mit dem Lichte einer frohen Zukunft beleuchtet man gern eine schmerzliche Vergangenheit; am Busen meiner Emma . . . ."

Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen. Bleich und mit verzerrten Zügen stürzte herein — Herr Secherin.

„Um Gotteswillen! Kommen Sie, kommen Sie!" schrie er mir entgegen .... „Sie stirbt .... sie will Sie sehen! .... sie stirbt!"

Wer .... stirbt? fragte ich erschreckt ....

„Ich sage Ihnen, Ursula stirbt ... sie stirbt .... und ich bin nicht da ... Kommen Sie .... kommen Sie! .... Jeder Augenblick kann der letzte ihres Lebens sein!"

Ursula? Ursula? wiederholte ich und schlug die Hände entsetzt zusammen.

„O wie unbarmherzig! ... Ich komme auf ihre Bitten .... so können auch Sie kommen! .... Geschwind, geschwind! Ich sage Ihnen, sie stirbt! ... Jede Minute ist kostbar .... kann die letzte sein! .. Gott im Himmel, und ich bin nicht da ...."

Hastig ergriff er mich am Arm und zog mich fort.

Ich warf ein Tuch um, setzte den Hut auf und folgte ihm mechanisch.

Wir setzten uns in den Wagen, der vor der Thüre wartete, und flogen von dannen.

Ich war so gut wie nicht da für ihn. Ein wahres Bild der Verzweiflung, lehnte er in der Ecke des Wagens; abgezehrt und bleich, mit verweinten, tieflie-

genden Augen und schmerzentstellten Zügen. Einmal übers andere trieb er den Kutscher zu immer größerer Eile an.

Ist sie denn rettungslos verloren? Ist keine Hoffnung mehr?

Er sah mich stier an.

„Bei so viel Gift Hoffnung?" fragte er krampfhaft lachend.

Gott im Himmel! Ursula vergiftet?

„Und ich kann ihn nur Ein Mal tödten!" sagte er mit hohler Stimme und drückte meine Hand gewaltsam.

Lassen Sie die Rache! Denken wir, die Arme zu retten, ... wenn es noch Zeit ist .... Und Ihre Mutter?

„Meine Mutter!" rief er aus. „Meine Mutter ist hier .... Aber, mein Gott, sind wir noch nicht da! .... Ursula stirbt .... sie stirbt, ehe wir ankommen ...."

Wie haben Sie die Nachricht erfahren?

„Durch einen Brief .... nur zwei Zeilen .... wenn ich sie zum letzten Mal sehen wolle .... solle ich gleich nach Paris kommen .... Meine Mutter .... die ist unversöhnlich .... wie immer .... Oh! dieser Kutscher .... der faule Mensch .... wie er langsam fährt .... sie ist gewiß schon todt!"

Und weiter? Ihre Mutter? fragte ich, um ihn zu zerstreuen ....

„Meine Mutter!" rief er mit wutherstickter Stimme ... „die sagt, es sei eine Komödie, ein Possenspiel ... damit ich ihr verzeihe! ..... Denken Sie sich nur, eine Komödie!! .... Dieser Brief voll Modergeruch ... ein Possenspiel!! .... Aber ich wußte es besser! .... Ich eilte von Rouvray nach Paris ... Meine Mutter nach .... ha! ha! Eine Komödie! ... Sie sollen sie sehen .... ganz eine Sterbende .... Gottlob! Da sind wir ... nein! noch nicht! ... Geschwind, Kutscher,

geschwind! .... Oh, wenn sie nur noch lebt .... daß sie meine Härte verzeiht .... nein! nicht Härte... Schwäche .... denn aus Schwäche gab ich dem Haß meiner Mutter nach .... Und was ist das Ende davon .... was ist das Ende vom Lied? .... Ein armes Geschöpf fehlt ... Statt Nachsicht zu haben ... statt ihr zu verzeihen .... jagt man sie aus dem Hause fort ...., wie eine gemeine Person .... flucht man ihr .... Und was thut sie? ... Ganz natürlich, sie fällt immer tiefer .... Und dann, als die Reue erwacht .... denn ihr Herz ist gut geblieben.... was thut sie? ... Das Leben ist ihr eine Last ... sie vergiftet sich .... Bah! heißt es .... Eine Komödie! Possenspiel! .... Das that meine Mutter aus Haß .... und das that ich aus Schwäche ...."

Aber was meinen die Aerzte?

„Die Aerzte?" fragte er mit wahrhaft entsetzlichem Gelächter .... „Die meinen, daß es keine Komödie sei!!... daß sie so gut wie todt sei!! .... hörst Du, Mutter, sagte ich .... Bist Du jetzt zufrieden? ... hörst Du's? ... Eine Todte!! ... Gottlob, da sind wir .... Halt, Kutscher, halt!" schrie er.

Der Wagen hielt.

Herr Secherin sprang heraus. Ich folgte ihm eilig.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Sterbebett.

Wir gingen durch einen kleinen, mit Unkraut überwachsenen Garten. Eine Art Vorgemach führte in eine

ziemlich große, aber dunkle, feuchte, höchst ärmlich meublirte Stube....

Hier .... starb .... Ursula.

Ein altes Weib, mit widerlichem Gesichte und fast in Lumpen, diente ihr als Wärterin.

Sie entfernte sich auf einen Wink meiner Cousine.

Mein Gott! Welch ein Anblick!

Ursula, schwarz gekleidet, lag auf einem Sopha, ein großer Shawl bedeckte Füße und Kniee. Sie zitterte vor Kälte, mit der einen Hand drückte sie krampfhaft das Kissen an sich, worauf ihr Haupt ruhte, mit der andern strich sie die schönen braunen Locken zurück, die über die Stirn herabfielen.

Die Farbe des Todes war über das Antlitz ausgegossen, das Feuer ihrer großen blauen Augen fast erloschen.

Als sie mich sah, belebte sich ihr Blick, ein wehmüthiges Lächeln schwebte über die entfärbten Lippen, und sie faltete die Hände als wie zu tiefgefühltem Danke....

„O, wie edel von Ihnen, daß Sie kommen, Mathilde!“ sagte sie mit schwacher Stimme. „Ich möchte einige Augenblicke mit Ihnen allein sein.“

„Nein, nein!“ schluchzte Herr Secherin, neben ihr knieend. „Ich verlasse Dich nicht mehr!“

Ursula sah ihn mit flehender Miene an.

„Oh, dieser Blick!“ rief er mit herzzerreißender Stimme. „Noch im Tode derselbe, wie früher!“

„Nur einige Augenblicke, mein Freund!“ bat Ursula. „Meine letzten gehören ganz Ihnen.“

Auch ich flehe darum, lieber Cousin, sagte ich.

„Es ist meine letzte Bitte!“ bat sie schmerzlich lächelnd.

Das Gesicht in den Händen verbergend, stürzte er zum Zimmer hinaus.

„Mathilde,“ hub Ursula an, „hier ist der Schlüssel zu meinem Sekretär. Ich wünsche, daß Sie alle

meine Papiere und Briefe verbrennen .... Das Gift wirkte so schnell, daß ich selbst es nicht thun konnte. Erfüllen Sie meine Bitte?"

Es soll geschehen, Ursula, antwortete ich, den Kopf abwendend, um meine Thränen zu verbergen.

„Mathilde," fuhr sie nach kurzer Pause fort, ... „ich sterbe für Herrn von Rochegune ..."

Großer Gott! unterbrach ich sie... In diesem fürchterlichen Augenblicke ... denken Sie an so was? ... Er ist verheiratet.

„Deshalb muß ich sterben.... Bis zuletzt machte ich, Arme, mir Hoffnung auf ihn.... Als ich seine Heirat erfuhr, blieb mir nichts übrig als sterben ..."

Ach! Ursula, wie viel Böses ... haben Sie sich selbst ... und Andern ... angethan!

„Ich weiß es ... Aber ich habe schwer dafür gebüßt ... Mit welcher Verachtung, mit welchem Abscheu hat er mich zurückgestoßen.... als ich ihm zeigen wollte, wie er auf mich eingewirkt .... Wehe, wehe mir! ... Als ich von Frömmigkeit und Tugend reden wollte, da fehlten mir die Worte! ... Ich ... sonst so kühn und gewandt ... ich zitterte ... zagte ... Ein Wort ... Ein Blick von ihm hätte mich ermuthigt .... er hätte in mir lesen können! ... aber nein! Nichts als eisige, spöttische ... Verachtung ... ach! da verzagte ich ... da stockte meine Zunge .... Und doch, Mathilde, heuchelte ich nicht ... zum ersten Mal im Leben redete ich die Wahrheit ... tiefgefühlte Wahrheit ... nie, nie! empfand ich tiefer und reiner ... Gewiß war ich unwürdig, eine solche Sprache zu reden .... Oh, Mathilde, wenn der Schmerz eine Buße ist, ... dann werden Sie mir verzeihen, denn an jenem Tage habe ich furchtbar gelitten."

Ja, arme Ursula, ich glaube Ihnen .... Sie müssen viel gelitten haben!

„Und doch wissen Sie nicht Alles . . . Ich habe noch mehr, noch viel mehr gelitten . . .“

Reden Sie, Ursula, reden Sie!

„Ach, Mathilde, gerade in dem Augenblicke, wo das Gift anfing zu wirken . . . gerade da hat Gott mich am furchtbarsten gestraft, . . . denn er zeigte mir plötzlich das einzige Mittel, wie ich meine Fehler hätte gut machen, die Theilnahme dessen, für den ich sterbe, und die Achtung Aller mir verdienen können.“

Noch immer ist Zeit dazu! tröstete ich . . .

„Nein, nein! Es ist zu spät . . . ich fühle, mein Ende naht . . . Und das macht meinen Tod so fürchterlich!“ rief sie laut aufschluchzend aus.

Ursula, Sie sind jung . . . . . es ist noch Hoffnung da . . . . Gott wird Ihre frommen Wünsche erhören! . . .

„Nicht für mich,“ rief sie in Verzweiflung die Hände faltend aus . . . „nicht für mich bitte ich um mein Leben . . . nein! für den Mann, den ich so schändlich behandelt habe . . . Ja, ich schwöre bei Dir, vor Gott, wenn Du mir das Leben wieder gibst, will ich nur leben, um ihn zu trösten, um seine Schmerzen zu stillen! . . .“

So ist denn Ihr Gewissen . . .

„Erwacht!“ fiel sie ein. „Ja, es ist erwacht! Oh! Statt durch ein Verbrechen meine Tage zu beschließen, hätte ich mich reuig ihm und seiner Mutter zu Füßen werfen sollen . . . . Ich bin gewiß, sie würden mich nicht verstoßen haben . . . Wie glücklich hätte ich ihn, mich und sie machen können! . . . Ja, dann hätte ich einst zu ihm, den ich liebe, sagen können: Siehe, das war ich und das bin ich jetzt . . . . was ich bin, bin ich durch deine Liebe geworden, durch die Liebe zu dir, die ich still im Herzen trug . . . Gott, mein Gott! Zu spät, zu spät, meine Stunde hat geschlagen! . . . .“

Schrecklich! rief ich aus. Wie groß und schön wäre solche Umkehr gewesen!! . . .

„Nicht wahr, Mathilde? . . . Sie kennen die Kraft meines Willens, meine Entschiedenheit . . . Wie früher zu allem Bösen, so wäre ich jetzt zu allem Guten und Edeln fähig gewesen.“

Arme . . . arme Ursula! rief ich aus schmerzlich bewegter Brust.

„Oh wie gut Sie sind, Mathilde, daß Sie Mitleid haben mit mir . . . Ist es nicht schrecklich zu sterben, . . . so jung . . . so voll edler Vorsätze . . . zu sterben, elend und verlassen, verachtet . . . verabscheut von Allen, . . . während ich geachtet, geliebt hätte . . . . . leben können? . . . Furchtbare Strafe des Himmels!“

Erschöpft sank sie aufs Kissen zurück.

Immer mehr hatte sich mein Abscheu in Mitleid mit der Sterbenden umgewandelt.

Ja, gewiß! Bei der Entschiedenheit ihres Charakters hätte sie alle alten Sünden leicht in Vergessenheit bringen können! Zugleich rührte mich tief ihre innige Liebe zu Herrn von Rochegune.

Fast bewußtlos lag sie in meinen Armen. Erschreckt rief ich Herrn Secherin, der wie wahnsinnig hereinstürzte.

Sie athmete kaum. Tiefer Schmerz sprach aus allen Zügen.

Bald erholte sie sich etwas; aber immer näher stellten die Vorzeichen der nahen Auflösung sich ein.

Sie bewegte leicht die Arme von sich ab, als wolle sie beängstigende Erscheinungen abwehren.

Endlich schlug sie die Augen auf und sagte mit erstickter Stimme:

„Mathilde, verzeihen Sie mir? . . .“

Ja, Ursula, ja, ich verzeihe Ihnen Alles . . . . Auch Gott wird Ihnen gnädig sein.

„Mein Freund, . . . wo sind Sie? . . . Es ist mir, als könne ich nicht mehr sehen!“ . . . sagte sie, während ihr matter Blick ihn zu suchen schien . . .

„Ursula . . . Ursula . . . Du stirbst . . . Du darfst nicht sterben . . . Ursula, verzeihe mir . . . Nicht ich, nicht ich habe Dich verstoßen . . Nein, meine Mutter wars . . . Wehe mir! Wehe ihr!"

In dem Augenblick trat Madame Secherin herein.

Mit finsterer, drohender Miene und langsam, fast majestätisch, näherte sie sich der Sterbenden.

„Der Sohn flucht der Mutter!" rief sie mit wuthbebender Stimme.

Schonen Sie ihr, Madame, schonen Sie ihr! flehte ich . . . Ursula stirbt.

„Sie stirbt, wie sie gelebt hat!!!"

„Mitleid, Madame, Mitleid!" rief Ursula, sich trotz ihrer Schwäche halb aufrichtend und entsetzt die Hände ringend . . .

„Kein Mitleid mit Ihnen!" schrie Madame Secherin.

Wie eine Rachegöttin stand sie da.

„Mitleid, Mitleid!" flehte Ursula.

„Haben Sie Mitleid gehabt, als ich um Schonung für mein Kind bat?"

„Oh, ich bereue es bitter! . . . bitter! . . ."

„Zu spät, Madame."

„Verzeihung, Madame, Verzeihung! Ihr Sohn . . . Mathilde . . . Beide haben verziehen!!"

„Keine Verzeihung für Ehebruch!"

„Oh, mein Gott!"

„Keine Verzeihung für Selbstmord!"

„Wehe, wehe!" rief Ursula und fiel regungslos auf den Sopha zurück.

„Mutter, Mutter!" rief Herr Secherin, aus seiner Betäubung auffahrend . . . „Gott wird sich ihrer erbarmen . . ."

„Hat sie sich Deiner erbarmt, Du Thor? . . . Hat sie sich andrer erbarmt?"

„Aber sie fühlt Reue, Mutter!"

„Das heißt, sie fürchtet die Strafe ihrer Verbrechen ... Das ist ihre Reue! ..."

„Komödie, nicht wahr? ... Komödie? ..."

„Ja, eine Komödie, Angesichts des Grabes! ... Drei Jahre verbrecherischen Lebens ... drei Jahre ... und Eine Minute Reue ... Eine Minute ... Verzeiht man so leicht? ... Nein, nein! Kein Mitleid, weder diesseits noch jenseits des Grabes, nicht auf Erden und nicht im Himmel! ..."

„Was, Madame," rief Ursula und sah Madame Secherin mit brechenden Augen an, „was bleibt mir übrig als Reue? ... Ist das auch Sünde, mein Gott! daß ich vor meinem Tode die um Verzeihung bitte, die ich so schwer gekränkt? ... Auf Erden und im Himmel gibt es für mich keine andere Buße als Reue! ... Ja, ich habe Sie tief betrübt ... Sie und Ihren Sohn ... und Keiner verdiente es weniger, ... auch Mathilde, die mich wie eine Schwester liebte ... Mein Leben ist voll Schuld und Sünde ... mein Ende, ein Verbrechen ... Alle fluchen mir ... mein Vater wird keine Thräne um mich weinen ... die Welt wird sagen, sie hat die Strafe verdient."

„Ja, ja, verdient!" wiederholte Madame Secherin mit harter Stimme.

„Ich will nicht klagen ... Aber bedenken Sie, daß ich als Kind schon in die Hände der bösesten aller Frauen kam ... Bedenken Sie, daß diese statt guten Samen den Samen des Hasses, der Eifersucht, des Neides und der Heuchelei in das Herz des Kindes, der Jungfrau streute ..."

„Warum hat dieser Same bei Ihrer Cousine andere Früchte getragen? ..."

„Weil ich von Natur ebenso bös war, als Mathilde .... gut ist," fiel Ursula mit sanftem Tone ein, während ihr Mann stier an ihrem Munde hing .... „Um so mehr bedurfte ich eines guten Beispiels,

einer frommen Erziehung! . . . Vielleicht, vielleicht wäre ich dann anders, ganz anders geworden," sagte sie mit einem trüben Blick auf mich, dessen Meinung ich schnell genug verstand . . . . „Ach, wie anders wollte ich jetzt leben, wenn es noch Zeit wäre . . . Aber es ist zu spät, zu spät! . . . . . Gott wollte, daß ich in Sünden lebte und mit Verbrechen endete! . . . Keiner betet für die Ruhe meiner Seele . . . Keiner, als die Beiden, die ich am tiefsten gekränkt habe."

Madame Secherin sah Ursula einige Augenblicke aufmerksam an. Die eiserne Härte ihrer Züge schien sich etwas zu verlieren.

Vielleicht gedachte sie der Zeit, wo sie Ursula zum letzten Male gesehen . . . in allem Glanze der Jugend und Schönheit.

Ursula konnte diesen Blick ihrer Schwiegermutter, die noch immer aufrecht und stumm neben ihr stand, nicht aushalten. Immer matter wurde ihre Stimme, als sie die Hand ihres Gatten, der laut schluchzte, in die ihrige legend, zu ihm sprach: „Ich weiß, ich habe oft Ihr Verhältniß zu Ihrer Mutter getrübt. Nichts lastet schwerer auf meinem Herzen, als dieser Vorwurf. . . O, befreien Sie mich von dieser Last, daß ich weniger unglücklich aus dieser Welt scheide. . . Werden Sie wieder der gute, fromme Sohn von ehemals! Vielleicht daß Ihre Mutter mir dann einst vergißt, was sie jetzt, in meiner Todesstunde, mir nicht verzeihen kann. Nicht wahr, Sie geloben es mir mit Herz und Hand?"

„Ja, ja, ich schwöre es!" . . . rief Herr Secherin vor Schmerz außer sich.

„Nein, nein!" rief plötzlich Madame Secherin. „Die Arme darf nicht so sterben. Ist denn kein Priester bei der Hand?"

„Die Kirche verstößt die Selbstmörder aus ihrem

Schooße! . . Ich wagte es nicht, einen Priester zu mir zu bescheiden," sagte Ursula leise und zitternd.

Langsam kniete Madame Secherin neben ihrer Schwiegertochter nieder, zwei Thränen rannen über die gramgefurchten Wangen, und die Hände faltend, sagte sie feierlich: „Herr, Herr! Vergieb ihr, wie ich ihr vergebe."

„Dank, Dank, meine Mutter!" rief der Sohn, die Hände der Madame Secherin mit Küssen und Thränen bedeckend. . . „All mein Lebelang. . ." Und er konnte nicht weiter.

„Ja, Gott erbarmt sich meiner!" rief Ursula mit verklärtem Antlitz. . . „Sie hat mir verziehen!"

„Mehr noch! Sie segnet Dich, Arme!" fiel Madame Secherin ein. . . „Sie betet für Dich! . . . Ja, ich will, ich muß es glauben. . . Ohne die Erziehung, ohne dies Beispiel . . . wärst Du das geworden, was Mathilde ist. . ."

Dann legte sie Ursula's Antlitz an ihre Brust und küßte ihre Stirn.

„Oh! erlauben Sie, . . . zum ersten und zum letzten Male, . . . daß ich Sie Mutter . . . Mutter nennen darf . . . jetzt, nur jetzt! . . . Oh, wie süß klingt das Wort. . . Es ist mir, als könnte ich ruhig sterben. . ."

„Ja, . . . ich will Deine Mutter sein. . . Das Herz bricht mir, ich kann nicht länger hassen und zürnen!" rief Madame Secherin tief bewegt. . . „Auch ich bedaure und bereue . . . leider! zu spät . . . ich hätte Dich wie meine Tochter behandeln, und Dir nicht den Weg des Heiles versperren sollen."

„Oh! meine Mutter . . . liebe Mutter! . . . Gott sei Dank! Sie retten mich aus der Verzweiflung . . . in meiner letzten Stunde! . . . Dank Ihnen, Dank, liebe Mutter! Und Sie, mein Freund, werden Ihrer Mutter stets würdig sein? Nicht wahr?"

„Ja, ich schwöre es!" rief Herr Secherin krampf-

haft. . . „Mein Lebenlang will ich nichts thun, als Deiner gedenken, Ursula, und meine Mutter lieben, . . . kindlich lieben! . . . Aber nein! Ursula, Du darfst nicht sterben . . Gott wird Dich mir und meiner Mutter erhalten, uns Beide glücklich zu machen. . . . Jetzt bist Du ihre Tochter, . . . jetzt verzeiht sie Dir, jetzt sind wir Alle glücklich, . . . jetzt darfst und kannst Du nicht sterben. . . Nicht wahr, liebe Mutter?“

Ursula's Kräfte waren erschöpft.

„Mutter,“ sagte sie mit sterbender Stimme, . . . „lege . . . meinen Kopf . . . an Deine . . . Brust! . . .“

Madame Secherin bückte sich über den Sopha, hob Ursula leicht empor und nahm sie in ihre Arme.

„Mein Freund, . . . Ihre Hand, und Mathilde, . . . die Deinige. . .“

Kalter Todesschweiß war auf ihrer Hand. Sie hatte nicht mehr die Kraft, meine Hand zu drücken.

Immer matter und leißer stieß sie die Worte hervor: „Jetzt . . . Lebewohl! . . . auf immer . . . Lebewohl! Verzeihet mir . . . Mutter, . . . Freund, . . , Mathilde! Betet für mich.“

„Tochter, liebe Tochter, ich segne Dich . . .“ rief Madame Secherin feierlich und legte ihre alten Hände auf Ursula's Stirn.

Ein kurzes Röcheln . . . und Ursula war nicht mehr . . . .

Nach einem Anfalle wüthender Verzweiflung sank Herr Secherin bewußtlos zusammen.

Madame Secherin und ich erwiesen Ursula den letzten Liebesdienst.

Wir brachten die Nacht in Gebet bei ihrem Sarge zu,

Der Vater Ursula's hatte sie nicht wieder sehen wollen, seit sie ihren Gemahl verlassen. Er war bald darauf nach Deutschland abgereist.

Um jedes Aufsehen zu verhindern, ersuchte ich den Herrn Doktor Gerard, dessen Verschwiegenheit ich kannte, die nöthigen Anstalten zur Beerdigung zu treffen.

Nach Ursula's Wunsche verbrannte ich alle Papiere, die ich in ihrem Sekretär fand.

Aus dem Umfange derselben schloß ich, daß auch das Tagebuch Ursula's, woraus Herr Lugarto mir einige Bruchstücke mitgetheilt hatte, darunter sein müsse.

Ob Zephyrine, das von Herrn Lugarto bestochene Kammermädchen Ursula's, ihre Herrin vor oder nach ihrer Vergiftung verließ, weiß ich nicht.

Zu seinem Glücke merkte Herr Secherin nichts von dem, was um ihn vorging.

Mit gekreuzten Armen saß er unbeweglich auf Ursula's Bette und stierte vor sich hin.

Nur zwei- oder dreimal des Nachts kam er, während wir beteten, und knieete neben uns, aber ganz mechanisch. Er sah und hörte nicht, und kehrte, ohne ein Wort zu sagen, in die Kammer zurück.

Gegen Morgen schlief er in einem Sessel ein.

Von ihrem Rechte, mit vielleicht übertriebener Strenge, Gebrauch machend, hatte die Kirche Ursula ein feierliches Begräbniß verweigert.

Ich wollte bis auf den letzten Augenblick bei Ursula aushalten.

Nie, nie in meinem Leben werde ich dies herzzerreißende Gemälde vergessen.

Es war ein trüber, nebeliger Herbstmorgen.

Zum Letztenmale gingen Madame Secherin und ich, bei dem ärmlichen Sarge zu beten, der in einem ebenso ärmlichen Gemache des Erdgeschoßes stand, das auf den Garten hinaus sah.

Kein Priester! Kein Weihwasser! Keine Kerzen! Kein Trauergerüst! Nichts, Nichts von dem Allem!

Der Tod in seiner ganzen entsetzlichen Nacktheit stierte uns entgegen.

Und draußen! . . . Eine tiefe Stille, von dem Geheul des Windes in den entblätterten Zweigen dann und wann schauerlich unterbrochen. . .

Da liegst Du, Ursula, — dachte ich bei mir — todt, arm und verachtet. . . Und vor Kurzem, . . . als ich Dich zuletzt gesehen? . . . Da glänztest Du in Jugendfülle und Schönheit, gefeiert von Jung und Alt. . . Entsetzlich! . . . .
. . . .

Als Blondeau die Ankunft des Leichenwagens ansagte, schluchzte ich laut auf.

Ich küßte nochmals den Sarg und zog mich dann mit Madame Secherin und Blondeau in das Innere des Gemaches zurück.

Wir hörten erst verworrene Tritte . . . dann einige grobe Stimmen, . . . die einen Augenblick schwiegen . . . dann einen schweren, abgemessenen Schritt . . . endlich das dumpfe Rollen eines Wagens, der langsam fortfuhr.

Ich schlug die Gardine etwas bei Seite, um Ursula zum letzten Male nachzublicken. Ich sah den Leichenwagen sich entfernen, . . . langsam und allein . . . ganz allein. . . Niemand folgte ihm.

Er verschwand . . . und damit war's aus. . .

Gott! Welch eine Minute! Das Geräusch des Leichenwagens ging Herrn Secherin durch Mark und Bein. . . Er fuhr aus seiner Betäubung auf. Blickte mit hohlen Augen um sich und fiel dann mit einem Schrei des Entsetzens bewußtlos in die Arme seiner Mutter. . . . .
. . . .

Kein Priester sprach ein letztes Gebet an dem Grabe, das die Arme aufnahm und sich über sie schloß.

Unglückliche Ursula! . . . unglückliches Opfer der höllischen Bosheit des Fräuleins von Maran. Die sie

Dich methodisch verderbte, um Dich als Werkzeug ihres Hasses gegen mich zu gebrauchen!

Arme Ursula! . . . Trotz Deiner Verirrungen besaßest Du von Natur eine edle Seele!

Oh! Daß die Reue kam, als es zu spät war.

Als es zu spät war. Ja, sonst hättest Du, bei der Entschiedenheit Deines Charakters, Dein Vergehen gut gemacht und Dir die Achtung und Liebe der Deinen erworben. . . . .

Ehe ich nach Haus zurückkehrte, ging ich in die Kirche des h. Thomas von Aquino. Da ich in der Sakristei einen Priester vorfand, ersuchte ich ihn, für Ursula eine Seelenmesse zu lösen, der ich bis an's Ende beiwohnte . . . . .

Ach! . . Als ich die Kirche verließ, fielen meine Augen auf den Stein, woraus wir als Kinder so oft das h. Wasser geschöpft hatten.

In derselben Kirche waren wir zum ersten Male zum h. Abendmahle gegangen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Herrn von Lancry's Trauer um Ursula.

Herr Secherin kehrte mit seiner Mutter nach Rouvray zurück.

Zuvor besuchten mich Beide in meiner Wohnung. Als Herr Secherin mich verließ, flüsterte er mit wilder Miene in mein Ohr: Wenn er nur nicht vor dem Tode meiner Mutter fällt! Das heißt lange auf Rache warten! . . . .

Ehe ich ihm antworten konnte, hatte er schon den Arm seiner Mutter ergriffen.

Sein ganzer Haß war auf meinen Gemahl gerichtet, und es konnte nicht wohl anders sein, denn überall wurde die Schuld von Ursula's Fall auf Herrn von Lancry geschoben.

Ich muß nachträglich bemerken, daß mein Gemahl erst zwei Tage nach dem Tode Ursula's von einer kleinen Reise heimkehrte.

Was konnte er jetzt noch mit mir wollen? Jetzt, da der Selbstmord Ursula's seine letzten Hoffnungen vernichtet hatte?

Am nächstfolgenden Tage nach dem traurigen Vorfalle trat er in mein Zimmer.

„Ich gratulire Ihnen, Madame! Sie sind gerächt!“ redete er mich an.

Wie so, mein Herr?

„Ursula, Ihre eingefleischte Feindin, . . ist . . . todt . . . . Welch ein Jubel für Sie!“

Ich habe ihr fromm die Augen geschlossen, mein Herr! . . . Alles ist verziehen!! . . . .

„Sehr erbaulich!“ sagte er, höhnisch lachend . . . „Um so erbaulicher, je mehr Ihre Cousine gegen Sie gefrevelt! . . .“

Ich war wie aus den Wolken gefallen, ihn so von einer Frau reden zu hören, der er Alles geopfert hatte. . . . Statt der Verzweiflung, die ich vermuthete, las ich Nichts, als eine Art finsterer Freude auf dem kalten Antlitz . . . . . Aber ich sollte noch mehr staunen . . . . Das menschliche Herz ist ein furchtbarer Abgrund . . . .

„Gestorben im fünfundzwanzigsten Jahre . . . . in allem Glanze der Jugend und Schönheit!“ rief er aus, nachdem er eine Weile schweigend im Zimmer auf und ab gegangen . . . . . Ha! . . Auch ich bin gerächt!“

Entsetzlich! Sie hat mir Nichts als Böses angethan, und doch habe ich sie beweint!

„Beweint? .... Das macht Ihrem Gefühl Ehre, Madame! Ich .... ich bin nicht so weich, Madame! .... Ich sage .... Ursula ist todt, ... um so besser!! Bin ich doch meinen Plagegeist los! .... Sie gehört nicht mehr mir .... aber auch Niemand sonst, ... so brauche ich keine Eifersucht mehr .... Mich quält nicht mehr der Gedanke: Wo ist sie? Was thut sie? Schwelgt sie etwa in den Armen eines glücklichen und reichen Nebenbuhlers? Lacht sie etwa in Gold und Seide über mich Bettler? .... Ursula ist todt!! ... Um so besser! So bin ich aller Furcht ledig ... Denn ich liebte dies Weib, wie ich das Spiel liebe! Ganz so! .... Ich stand vor ihr, wie vor einem Spieltische, mit den quälendsten Gefühlen .... Furcht, Wuth, Haß, Hoffnung, Neid, Stolz, triumphirende Siegesfreude, kämpften in mir, wenn ich Tage und Nächte vergebens auf sie warten mußte... Ja, ganz wie beim Spiel! ..... Wie Tausende auf meine Karte gewagt worden, so rückte ich Tausende an eine lächelnde Miene von ihr! ... Und ganz wie beim Spiel! Die seltenen Freuden des Gewinns wogen die Angst und Qual, und Wuth des häufigeren Verlustes lange nicht auf! ... Ursula ist todt!! Folglich bin ich frei, endlich frei! Frei von dieser Zauberin, die mich zum Schwächling, Feigling, zum Dummkopf machte!... So bin ich nicht mehr der gehorsame Sclave dieses eisernen Willens, gegen den ich .... ich, sonst so fest und kühn, ... nicht anzukämpfen wagte, dem ich blindlings folgte ..... So brauche ich mich nicht länger über mich selbst zu ärgern .... Sie ist todt! auf ewig todt! Erloschen der Blick, der mich behexte, der mich zwang, die sinnlosesten Wünsche dieses Weibes zitternd und bebend zu erfüllen .... Sie ist todt! ... Ich höre nicht mehr ihre stolze, spöttische Stimme, denn dies Geschöpf war ein Teufel an Bosheit...... Wenn ich unter dem Schmerz

der Wunden, die sie meinem Stolz und meiner Eigenliebe geschlagen, mich wie ein Wurm hin und her krümmte.... glaubte ich, von fern ihr teuflisches Gelächter als Antwort auf meine Flüche zu hören!.... Sie ist todt!... Ursula ist todt! mausetodt!.... Gott sei gedankt, der sie in die Hölle geschickt hat.... Ich muß an Gott glauben, weil ich an den Teufel glauben muß!!"

Ich traute meinen Ohren nicht.

Mein Schrecken wuchs mit seinem Gelächter, das immer wilder und schauriger wurde.

So endete Ursula's und Herrn von Lancry's Liebe.

So trauerte Herr von Lancry um das unglückliche Weib.

„Und wer war der glückliche Reiche, oder reiche Glückliche, der zuletzt mit ihr lebte?" fragte Herr von Lancry nach einer Pause, dicht an mich hintretend.

Sie starb arm und verlassen von Allen.

„Arm, weil sie's so haben wollte. Für sie hätte ich Geld genug gehabt.... Aber um Ihnen die Lust zum Fortspielen der großmüthigen Rolle zu benehmen, will ich Ihnen sagen, daß Sie diesen freundlichen Aufenthalt bei mir Ursula's Haß verdanken. Weil Ursula es wollte, befahl ich Ihnen die Rückkehr zu mir."

Der Grund läßt sich hören, mein Herr. Er ist mit Ursula's Tode weggefallen. So hoffe ich, Sie geben mir die Freiheit wieder.

„Ich habe jetzt andere Gründe, Sie festzuhalten!" antwortete er, boshaft lächelnd.

Ich glaubte, er meine die Diamanten. Obgleich entschlossen, sie ihm zur Hälfte abzutreten, wollte ich doch nicht die Erste sein, die davon anfing.

Ich begreife nicht, mein Herr, sagte ich ihm, warum Sie mich länger festhalten wollen. Wie oft haben Sie geäußert, daß Sie mich hassen. Ich beklage mich nicht darüber, aber ich hoffe, daß Sie um so eher in

meine Bitte um gesetzliche Scheidung unserer Ehe willigen werden.

„Sie irren sich, Madame. Eben weil Sie mir gleichgültig sind, . . . um nicht mehr zu sagen . . .“

Vielleicht Haß? fiel ich ein . . . . .

„Ja, Haß! Sie dürfen jetzt Alles wissen, Madame! . . Ich hasse Sie, Madame . . . . Haben Sie die Gewogenheit, mich anzuhören, Madame, auf daß Sie mich in Zukunft nicht mit ähnlichen Bitten belästigen, oder sich mit falschen Hoffnungen schmeicheln . . . . . Sie haben mir ein schönes Vermögen gebracht, Sie waren ein Engel an Sanftmuth, Ergebung und Tugend . . . . Ich habe Sie geheiratet . . . . . ohne Liebe . . . Reden wir frisch von der Leber weg, Madame.“

Das thun Sie schon lange, mein Herr! . . . Aber wozu das Alles? . . .

„Gleich, Madame! . . . . Ich habe Sie also ohne Liebe geheiratet; Sie waren eine reiche Erbin, Ursache genug, den Verliebten zu spielen. Sie glaubten mir; warum? weiß ich nicht. Mit den Flitterwochen war die Liebe dahin. Dann kam eine Art sanften Mitleids mit Ihnen. Ach! Sie waren so gut, so lieb, so fromm, Sie weinten so rührend, daß es mir zu Herzen ging und ich Alles wagte, um sie von dem . . . . . untreuen Freunde . . . dem . . . Lugarto . . . . zu befreien. . . . . Später, als die Eifersucht auf Ursula erwachte, . . hatte ich Mitleid mit Ihnen wegen Ihres damaligen interessanten Zustandes, wegen Ihrer Thränen, Ihres Kummers u. s. w. . . . . Gestehen Sie, daß es auch mir nicht an tugendhaften Augenblicken fehlte. Aber, wohlgemerkt, damals waren Sie noch reich, bescheiden, unterwürfig, zärtlich, und Gott weiß, was Alles.“

Sie haben alles Ihrige gethan, mein Herr, mir mein Geld und meine Liebe zu rauben!

„Recht so; Sie haben weder Geld, noch Liebe mehr . . . . . Sie nehmen mir das Wort aus dem

Munde, Madame. Ihr Vermögen ist dahin; mit oder ohne Ihre Schuld, gleichviel! Sie sind ruinirt, das ist Thatsache. Und nicht bloß Ihr Gold ist dahin, auch Ihre Liebe. Und nicht bloß Ihre Liebe für mich, Sie lieben gar einen Andern. Und Sie lieben nicht bloß einen Andern, Sie fluchen mir, Sie haben alle alte Betschwestern und Betbrüder Ihrer Clique gegen mich aufgehetzt . . . Ergo, Madame, was sind Sie mir? Was soll ich mit einer Frau, die arm, feindselig getrennt, und von — mindestens gesagt — zweifelhafter Tugend ist? . . . . Bleibt Ihnen Nichts, als Ihre Schönheit . . . und die schenke ich Ihnen gern . . ."

Alles ganz logisch, mein Herr! Erlauben Sie mir, in der Schilderung Ihres Verhältnisses zu mir also fortzufahren: Wäre ich blos arm, ergeben und gegen jeden Ihrer Wünsche willfährig, würden Sie mit Gleichgültigkeit auszureichen glauben. Weil ich aber Ihre Gemeinheiten zufällig erfahre, weil ich mir das Recht erworben habe, Sie offen ins Gesicht verachten zu dürfen, so ist Ihre Gleichgültigkeit in Haß übergegangen.

„Ich versichere Sie, Madame, ich hätte mich nicht kürzer und bündiger ausdrücken können .... Was Sie auch bei mir erwarten durften, Madame: Theilnahme, Mitleid, Gleichgültigkeit u. s. w.: immer durfte und mußte ich bei Ihnen Liebe und Ergebung erwarten..."

Gar zu gütig, mein Herr.

„Weniger gütig, Madame, als originell .... Ich liebte Sie nicht, aber ich wollte von Ihnen angebetet, vergöttert sein. Vor Allem kränkten Sie mich, daß Sie zu Ihrem — platonischen oder nicht platonischen — Liebhaber gerade den Mann wählten, den ich am meisten haßte .... Meinen Haß auf diesen Rochegune habe ich auch auf Sie übertragen, Madame .... Vielleicht wenden Sie ein, daß er Sie betrogen habe .... Gleichviel! Der Betrug ändert in der Sache nichts .... Punktum, Madame! ich habe noch eine furchtbare Rechnung mit Ihnen."

Dank Ihnen für dieß Geständniß, mein Herr! Es heißt so viel, als ich darf mich auf Alles gefaßt machen.

„Beinahe so, Madame!“

Wohlan, mein Herr! Sehen wir, was zu thun ist! .... Sie haben die Mobilien meiner früheren Wohnung, mein Silbergeräth, meine Gemälde verkauft und das daraus gelöste Geld durchgebracht, wie ich vermuthe .... denn bisher lebte ich von meinen eigenen Ersparnissen, und die sind erschöpft .... Darf ich Ihre künftigen Absichten mit mir wissen, mein Herr?

„Nein, Madame!“

Ich soll und muß bei Ihnen bleiben?

„Ja, Madame!“

Trotz Ursula's Tod?

„Trotz Ursula's Tod.“

Und wovon soll ich leben?

„Lassen Sie das meine Sorge sein.“

Ihre Sorge? Wie können Sie für mich sorgen, mein Herr?

„Was kümmert Sie das, Madame?“

Sehr viel, mein Herr? Es gibt Hülfsmittel, die ich nie mit Ihnen theilen werde .... Gemeinheiten, mein Herr ....

„Besinnen Sie sich, Madame, oder .... Nur eine Närrin kann so reden ....“

Dank Ihnen, mein Herr .... Uebrigens zwingen Sie mich, auf das zurückzukommen, was ich Ihnen gleich bei unserer ersten Zusammenkunft in meinem Hause sagte ....

„Wozu diese Wiederholung, Madame? ....“

Weil ich um jeden Preis meine Ketten abschütteln möchte .... Sie erinnern sich meiner Diamanten?

„Vortrefflich, Madame!“

Sie sind werth?

„Fünfzigtausend Thaler, Madame!“

Die Hälfte gehört Ihnen, wenn Sie in die gesetzliche Scheidung willigen.

„Keine Hälfte, Madame. Sie bleiben bei mir!“

Aber, mein Herr, soll ich denn von der Luft leben?

„Nicht für das Ganze lasse ich Sie los, Madame.

Ein furchtbarer Gedanke dämmerte in mir.

Mein Herr, Sie bezweifeln so wenig als ich, daß Herr Lugarto in Paris ist.

„Weiter, Madame?“

Sie haben tausend Gründe, diesen Menschen zu hassen .... aber Sie lieben das Geld .... fast ebenso sehr als Sie mich hassen.

„Weiter, Madame?“

Der Mensch ist reich und haßt mich, wie Sie ... auch er hat eine furchtbare Rechnung mit mir.

„Weiter, Madame?“

Der Bettler, der Kreuzer ausschlägt, hofft auf Gulden.

„Weiter, Madame?“

Diese schauderhafte Kaltblütigkeit empörte und erbitterte mich.

So wollen Sie mich an den Unmenschen verkaufen, wenn er Sie besser zahlt? schrie ich ihm entgegen.

„Vielleicht so!“ antwortete er, ohne eine Miene zu verziehen.... „Sie, meine Kassandra, die Sie die Zukunft richtig schauen, ohne sie ändern zu können.... Vielleicht schon morgen fährt der Reisewagen vor, ich biete Ihnen meinen Arm und Sie steigen ein, ohne Ihre Blondeau, wohlverstanden ....“

Ich würde nicht folgen, mein Herr!

„Sie müßten, so gut Sie hieher, Rue de Bourgogne, Nro. 15, 1stes Stockwerk gefolgt sind .... Der Herr Commissair wird Ihnen schon einschärfen, daß Sie mir überall hin zu folgen haben .... Und damit Basta, Madame .... Steigen wir also beruhigt in den Wagen, Madame .... Die Pferde fliegen von dannen. Fünf oder sechs Stationen von hier erwartet uns Einer meiner ältesten Freunde oder Feinde, gleichviel!... ich kann auf die Reise mitnehmen, wen ich will .... Das Gesetz gebietet weder wen und wie viele ich zu

Freunden haben darf, noch verbietet es, Beleidigungen zu vergessen .... Ich sage dieß nur für den Fall, daß es sich wirklich um Lugarto handelte .... Jetzt weiter .... Von Frankreich gehts nach Italien in die Nähe von Florenz, wo Lugarto eine herrliche Villa besitzt .... Auch dagegen können Sie nichts einwenden .... Ich darf mich niederlassen, wo ich will, und Sie müssen immer folgen, immer folgen .... Was kümmert sich das Gesetz um Ihre Sympathie oder Antipathie? .... Steifen Sie sich auch jetzt noch auf Ihren Willen? .... Sie haben keinen andern Willen, als den meinigen, Madame, und dürfen keinen andern haben. Dank dem Haß des Fräuleins von Maran auf Sie! .... Wunderbar! Kaum hat das Schicksal Sie von diesem Plagegeist befreit — sie ist zu alt und schwach, wie Sie wissen — gibt es Ihnen den unglücklichen Gedanken ein, mich gegen Sie aufzubringen und zu erbittern! Sie behaupten, ich liebe das Geld sehr und sei gegen gute und prompte Bezahlung zu Allem fähig? .... Sie haben Recht: Verschwendung ist ein Laster, das nie geheilt wird, nie erstirbt. Noch in dieser Stunde möchte ich das lustige Leben von ehmals wieder anfangen .... Spiel, Pferde, Weiber, Tafelfreuden, Luxus — liebe ich noch jetzt mit der Wärme und Glut eines achtzehnjährigen Kindes; um so feuriger, als eine unbegreifliche Leidenschaft für Ihre höllische Cousine mich hinderte, die Herrlichkeiten, womit ich sie umgab, selbst zu genießen. Ich war wie der Hungrige, der mit leerem Magen zusehen muß, wie Andere den ihrigen auf seine Kosten füllen. Kurz, wer mich zur Stunde in den Stand setzte, meinen Götzen reichlich zu opfern — nicht mehr hier in Paris, denn ich bin Paris herzlich satt, sondern anderswo — unter der Bedingung, Sie überall hin mitzunehmen, dem würde ich herzlich danken, wäre er auch Lugarto .... Bedenken Sie das, Madame. Befragen Sie selbst Ihre Rechtsgelehrte. Sie werden Ihnen keinen

andern Rath geben können, als sich blindlings in das Unvermeidliche zu schicken .... Sie müssen gestehen, daß ich nicht offener mich aussprechen kann .... Und um Ihnen Stoff zu angenehmen Betrachtungen zu geben, Madame, mögen Sie wissen, daß vielleicht schon nächstens, wenn nicht gar schon übermorgen .... der Reisewagen vorfährt .... Adieu für heute, Madame!"

Mit diesen Worten ging er fort.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der St. Claratag.

Diese meine Unterhaltung mit Herrn von Lancry beschleunigte ohne Frage den Ausbruch einer Krankheit, deren Keime ich längst in mir getragen.

Seit geraumer Zeit litt ich an einem schleichenden Fieber. Aber die Ereignisse waren so Schlag auf Schlag gefolgt, daß ich gewissermaßen keine Zeit finden konnte, krank zu sein.

Dazu kamen die ewigen Seelenleiden. Je größer das gebrachte Opfer, um so schmerzlicher empfand ich es .... Meine Liebe zu Herrn von Rochegune hatte nichts von ihrer Gewalt verloren; mein einziger Trost lag in der Betheurung, daß ich, wie keine Andere, in ihm fortleben werde.

So oft die gute Blondeau ihre Bewunderung meines Muthes ausdrückte, sagte ich zu ihr: Freue Dich nicht zu früh. Hört diese ewige Seelenspannung auf, so kann es nicht fehlen, daß meine körperliche Schwäche zum Vorschein kommt.

Und ich irrte mich nicht. Nur wurde diese Er-

schütterung nicht durch das Aufhören meiner geistigen Unruhe bewirkt, sondern durch das eben mitgetheilte Gespräch mit Herrn von Lancry.

So wußte ich denn, was Herr Lugarto mit jener Stelle in einem seiner Briefe: er werde meinem Gemahl gebieterische Gründe, mich auch fernerhin festzuhalten, beibringen, und meine Zukunft werde eine schreckliche sein, sagen wollte.

Er hatte ohne Zweifel meinem Manne, der aller Hülfsquellen beraubt war, eine bedeutende Summe zu Gebote gestellt, wenn er sich bereit finden lasse, mich an ihn abzutreten. Das Geld vermochte Alles über meinen tief gesunkenen Gemahl. Welche entsetzliche Zukunft harrte meiner! In die Hände eines Lugarto zu gerathen.

Kaum hatte Herr von Lancry mich verlassen, als ich von schweren Krämpfen befallen wurde, die mit einer heftigen Gehirnentzündung endeten.

Wie ich durch Blondeau und den guten Doktor Gérard später erfuhr, schwebte ich vierzehn Tage zwischen Tod und Leben. Herr von Lancry verschwand gleich nach dem Ausbruch meiner Krankheit, mit Hinterlassung eines Briefes, worin er mir anzeigte, daß mein Unwohlsein einen Strich durch seine Rechnung gemacht habe und daß er auf einige Zeit nach Italien gehe.

Diese neue Gefühllosigkeit erstaunte mich weder, noch betrübte sie mich.

Sobald Frau von Richeville von meinem Zustande gehört, war sie nebst Emma und Herrn von Rochegune nach Paris geeilt. Erstere blieb ganz bei mir, bis ich mit ihr nach Maran abreisen durfte.

Auch Emma besuchte mich täglich mehrere Stunden. Durch die liebevollste Pflege vergalt sie Alles, was ich einst ihr erwiesen.

Erst gegen Frühlingsanfang konnte ich Maran mit Paris vertauschen.

Um die Mitte des Sommers 1837 war ich wieder ganz in Maran eingewohnt, und wenn auch nicht vollkommen geheilt, doch mehr als Reconvalescentin. Als Folge meiner Krankheit blieb eine große Bläße, Mattigkeit und eine gewaltige Reizbarkeit meines Nervensystems zurück. Doktor Gérard rieth mir dringend an, den nächsten Herbst und Winter im Süden zuzubringen.

Die Anwesenheit der Frau von Richeville, und später auch Herrn von Rochegunes und seiner Gemahlin, trug viel dazu bei, mich die schmerzlichen Erinnerungen an den frühern Aufenthalt in Maran vergessen zu machen.

Dennoch bedurfte ich aller meiner Kraft, um den traurigen Eindruck los zu werden, den die herzliche Zuneigung des Herrn von Rochegune zu Emma auf mich machte, und doch war diese Heirat das Ziel aller meiner Wünsche gewesen.

Ach! es schien mir oft als habe der ewige Kummer den Aufschwung meiner Seele gelähmt. Nicht als ob ich das Glück dieses Paares beneidete; nicht im Geringsten! Aber ich mußte stets dabei an mein eigenes Unglück denken. Wie gut ich meine Leidenschaft auch zu verstecken wußte, doch war sie da ... Ich liebte Herrn von Rochegune nach wie vor . . . .

. . . .

Der St. Klaratag, der 12. August 1837, der Namenstag der Frau von Richeville sollte still unter uns in Maran gefeiert werden.

Es wird bald genug deutlich, warum ich das Datum und den Tag selbst nie vergessen kann.

Die Sonne schien herrlich, als ich gegen eilf Uhr Morgens in einer der schattigsten Alleen des Parks, die auf den Schloßflügel zuführte, den Frau von Richeville bewohnte, auf und abging. Die Herzogin stand in der Regel

ziemlich spät auf. Ich erwartete Emma, um ein Bouquet von Rosen und Sinngrün, die Lieblingsblumen der Herzogin, mit ihr zu pflücken, und es der Mutter, nebst unsrem Glückwunsche zu überbringen.

Ich sah Herrn von Rochegune auf mich zukommen, und reichte ihm die Hand entgegen.

Wie herrlich die Sonne den Namenstag unserer Freundin begrüßt! sagte ich lächelnd ... Ist Emma's Bouquet so schön wie das meinige? fragte ich, ihm meine Blumen hinhaltend.

„Sie ist noch immer nicht fertig," antwortete er... „Wie lieblich ihr schlanker Leib sich unter den hohen Stöcken der von Thau perlenden Königsrosen umherkrümmt!"

Stoff genug zu Canzonen und Sonetten! rief ich lächelnd. Und doch ist es unhöflich, das feine Incarnat ihrer Wangen mit der impertinent gesunden Farbe der Königsrose zu vergleichen. Das heißt Röthe und anmuthige Frische verwechseln... Die Bengalische Rose paßt besser als Bild ihrer Wangen.

„Und Sie, Mathilde," sagte er, mich theilnehmend anblickend, „gleichen noch immer der holden Lilie? Wann, wann endlich kehren die Rosen auch auf ihre Wangen zurück?"

Doktor Gérard und ich hoffen das Beste von der wärmeren Sonne des Südens.

„Und Sie, der wir unser Glück verdanken, wären die einzige unter uns, die nicht glücklich ist?" fragte er, traurig den Kopf schüttelnd.

Welche Idee, mein Freund? Ist eine Bläſſe nicht natürlich, nach so langer und ernster Krankheit?

„Mathilde, der Grund liegt tiefer! Ihr Gemahl quält sie! Sie bekommen keine Nachrichten von ihm!"

Er schreibt nie viel. Auch liegt die Schuld an der Post, wie man sagt ...

„Mathilde! Mathilde!" fiel er seufzend ein ... „Ich frage stets von Neuem: wie konnte er Sie in

Ihrer schweren Krankheit verlassen? Seine Reise läßt sich durch Nichts rechtfertigen."

Ich betheure Ihnen, mein Freund, dringende Geschäfte, die keinen Augenblick Aufschub duldeten, riefen ihn ab.

Herr von Rochegune schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich muß Ihnen am Ende glauben, denn ich bekomme immer dieselbe Antwort. Und doch scheint ein Geheimniß dahinter zu stecken ... Ich fürchte, ich fürchte ... Sie sind nicht glücklich ... Sie haben sich von Ihrem edeln Herzen vorschnell hinreißen lassen, wie Ihr Gemahl von seinen guten Entschlüssen, die eben so rasch verflogen, als sie kamen ... Doch nein, lassen wir dieß Gespräch, ich könnte Sie betrüben ..."

Sie haben Recht, mein Freund! Reden wir von was Anderem ... von Ihnen und Emma.

„Von uns reden, heißt so viel als von Ihnen reden, denn wir verdanken Ihnen Alles ... Nie war mein Leben ruhiger und friedlicher. Und Emma ist so glücklich, so zufrieden ... mit so Wenigem! Oft werfe ich mir vor, daß ich nicht genug für sie thue ... ich bin oft wie beschämt, sie so leicht zufrieden gestellt zu sehen."

Sie gleichen den großen Dichtern, mein Freund, die nicht begreifen können, daß ein Werk, welches sie so wenig Mühe gekostet hat, so allgemein angestaunt wird.

„Nein, Mathilde, nein! Es scheint, als gebe ich Alles, und doch empfange ich mehr als ich gebe ... Zwar fühle ich nicht die Begeisterung, den erhabenen Aufschwung der Leidenschaft, aber dafür fließt mein Leben so lachend, so friedlich und heiter dahin, daß ich, nach dem früher geträumten Leben an ihrer Seite, mir kein schöneres denken kann. Anfangs vermißte ich ein glühenderes Gefühl für Emma, jetzt würde ich bedauern, wenn es da wäre. Eben die Abwesenheit eines solchen gibt meiner Liebe zu Emma einen eigenthümlichen Reiz."

Sie haben Recht, mein Freund. Die Art tiefer Anbetung, die Emma Ihnen widmet, macht jede sogenannte galante Gegenliebe unmöglich. Ihre Bescheidenheit beunruhige sich nicht über diesen Vergleich. Die Götter, wie gut sie sein mögen, lieben nie so, wie sie geliebt werden.

„Mathilde, Mathilde!" erwiderte Herr von Rochegune lächelnd. „Diese spöttische neckische Vergötterung ist eines Fräuleins von Maran würdig!"

Ich achte sie zu hoch, um sie über Gebühr zu loben. Gestehen Sie, daß mein Bild so richtig ist, wie nur eln Bild sein kann!

„Ich müßte eben so blind als undankbar sein, wenn ich die abergläubische Verehrung Emma's für mich leugnete ... Ich leugne blos, daß ich sie verdiene ... Doch bleiben wir bei dem Bilde stehen, Mathilde!"

Um so besser! antwortete ich lächelnd.

„Ich will Ihnen zeigen, daß diese Vergötterung kein Lob, sondern einen Tadel enthält."

Der Beweis wird Ihnen schwer fallen, mein Freund, keineswegs dachte ich daran, sie tadeln zu wollen.

„Sie kennen mich besser, als ich mich selbst, Mathilde!" nahm Herr von Rochegune ernst das Wort... „Ohne die feste Ueberzeugung, daß ich für Emma eine Art von Gottheit bin, — wie Sie sich auszudrücken belieben — würde ich mir immer den leisen Vorwurf machen, vielleicht nicht genug für Emma zu thun ... Ich lasse mich lieben ... lebe allzusehr als Sultan ... gleiche den falschen Göttern, die, weil die Menge vor ihnen das Knie beugt, sich Wunders was auf ihre Macht einbilden und schon genug für die armen Sterblichen gethan zu haben glauben, wenn sie sich ruhig anbeten lassen ... Erstlich, Mathilde, ich danke Ihnen, Sie klären mich über mich selbst auf, und ersparen vielleicht Emma'n bittere Thränen. Wie

müßte sie weinen, wenn sie die leicht zu verkennende Trägheit des Glücks mit Selbstsucht oder Kälte verwechselte! Um keinen Preis der Welt möchte ich diesem Engel an Güte den geringsten Kummer machen!"

Jetzt ist die Reihe an mir, erwiderte ich lächelnd, Ihnen die Bosheit eines Fräuleins von Maran vorzuwerfen!.. Ich sage Ihnen kein Compliment, sondern eine Wahrheit, und Sie machen daraus eine Unwahrheit und einen Tadel gegen sich selbst!

„Beiläufig! Wissen Sie schon, daß Fräulein von Maran jetzt durchaus gelähmt ist? Kein Mensch nimmt Theil an ihr, so daß sie ganz ihrer Dienerschaft Preis gegeben ist, von der sie furchtbar mißhandelt wird."

Unser Gespräch wurde von Emma unterbrochen, die in der einen Hand ihr Rosenbouquet und in der andern ein Packet Briefe hielt, die eben angekommen waren.

„Können wir Frau von Richeville begrüßen, liebe Emma?" fragte Herr von Rochegune, die Briefe beisteckend.

„Sie plaudert schon eine halbe Stunde mit dem guten Abbé Dampierre," antwortete Emma.

„Ihr Pfarrer, Frau Kastellanin," sagte Herr von Rochegune zu mir.

Der beste und ärmste aller Landpfarrer, erwiderte ich. Ein Mann von wahrhaft evangelischer Salbung und Frömmigkeit.

„Oh und diese edle Einfalt und Klarheit in seinen Predigten!" rief Emma. „Sie sind eben so lehrreich und verständlich für den Bauer wie für den König."

„Weil es nichts Herrlicheres gibt, als Einfachheit und Einfalt!" entgegnete Herr von Rochegune. „Ich kenne kaum einen Mann, den ich höher achtete als diesen Pfarrer. Verdienste und Talent, mit Bescheidenheit gepaart, sind eben so selten als Anmuth und Schönheit, mit Seelenreinheit verbunden... Wohl gemerkt, liebe Emma, das Compliment gilt nicht Ihnen; unsre

Schwester Mathilde würde es mir nie verzeihen. Sie glaubt allein das Recht zu haben, Ihnen zu schmeicheln."

Während Herr von Rochegune redete, sog Emma jeden seiner Blicke, jedes seiner Worte begierig ein. Es war keine Liebe, nein! eine ewige leidenschaftliche Anbetung. Sie lebte nicht in sich, sie lebte in ihm.

Und so oft sie von ihrem stillen Entzücken sich erholte, sah sie mich mit unaussprechlich dankbaren Blicken an.

„Schwester Mathilde hat Recht," sagte Emma mit bezauberndem Ausdruck in Miene und Stimme und gab Herrn von Rochegune die Hand... „Nur sie kann so lieblich schmeicheln!"

„Besser als ich?"

„Warum nicht?... Sie, mein Freund, reden zu mir von mir selbst. Sie aber redet zu mir von Ihnen... Und mir sagen, daß Sie mich lieben, heißt mich über alle Gebühr loben..."

Zugegeben, fiel ich ein; wenn Ihre Liebe, Emma, ein ebenso großes Lob für mich enthält.

Emma schüttelte lächelnd das hübsche blonde Köpfchen und meinte, das sei nicht dasselbe . . . . .
. . . .

Wie im Fluge eilten die frohen Morgenstunden dahin. Auf den Mittag hatte ich den Herrn Abbé Dampierre eingeladen.

Gegen drei Uhr klopfte Herr von Rochegune an meine Thüre.

Bleich und verstört trat er ein, einen offenen Brief in der Hand.

„Mathilde!... Man schreibt mir aus Italien... aber lesen Sie selbst!... hier!" und damit zeigte er auf eine Stelle des Briefes.

Ich las:...

„... Bei meiner Ankunft in Neapel, sprach man von nichts als von dem unmäßigen Aufwande des

Lugarto, von seinen Ausschweifungen und einigen Schändlichkeiten, die dermaßen empört hatten, daß der König sich genöthigt sah, ihn aus seinen Staaten zu verweisen, wenige Tage vor meinem Eintreffen, ohne daß der brasilianische Geschäftsträger Einsprache dagegen erhob, denn Lugarto wird von allen seinen Landsleuten verachtet — und das mit Recht. Ich kenne diesen Menschen seit lange und wundere mich über diesen Vorfall nicht im Geringsten... Um so mehr bestürzte mich die Nachricht, die ich ohne die bestimmteste Versicherung unseres Gesandten nimmer geglaubt hätte, daß der vertraute Freund und Genosse seiner Ausschweifungen der Vicomte von Lancry gewesen, der sich früher einmal aus sehr ernsten Beweggründen mit ihm geschlagen hat, wie ich höre... Es heißt, Herr von Lancry sei total ruinirt und ganz in den Händen seines alten Feindes. Sie haben Neapel auf einem Dampfschiffe verlassen, Gott weiß wohin. Alle wünschen Ihnen das Schlimmste, was auf einer Seereise sich ereignen kann..."

Der Brief entfiel meinen Händen. Ich wagte nicht, Herrn von Rochegune anzuschauen.

„Ach! Mathilde... Sie haben mich getäuscht!" sagte er im Tone des tiefsten Vorwurfs... „Das hätte ich nicht von Ihrem Gemahl gedacht..."

Ja, ja, ich wollte es Ihnen verbergen, doch Sie haben es längst errathen. Seine Reue war aufrichtig, aber sein alter Leichtsinn ist erwacht. Ich glaube jetzt, wie Sie, daß der Grund, womit er seine Reise entschuldigte, nur ein Vorwand war.

„Und wie wollen Sie seine Verbindung mit diesem Ungeheuer nennen? — ..."

Ich schwieg.

„Das ist der Mensch," rief Herr von Rochegune in tiefem Unwillen aus, „dem Sie mich opferten! Diesem Menschen zu Liebe entsagten Sie dem Glücke, das ich Ihnen anbot, indem..."

Kein Wort davon! fiel ich entschlossen ein. Sie wagen es, das Vergangene zu beklagen? Ist das der Dank gegen Emma und mich? Mag Herr von Lancry sich aufführen, wie er will; gleichviel! Wenn meine Anhänglichkeit an ihn morgen aufhörte: will ich tausend mal lieber sterben, als meiner Pflicht untreu werden... Das schwöre ich bei meiner seligen Mutter!... Und ich weiß gewiß, Sie wären nie fähig, Emma merken zu lassen, daß Sie die Heirat bedauerten... Das wäre ihr Tod.

„Entsetzlich!" rief er, gegen seine Stirn schlagend, und stürzte zum Zimmer hinaus.

Die Nachricht von der Verbindung zwischen Herrn von Lancry und Herrn Lugarto erschreckte mich weniger als der Eindruck, den sie auf Herrn von Rochegune gemacht hatte.

Das war nicht zu befürchten, daß er seinen Schmerz über die Ehe mit Emma offen aussprechen werde. Aber wie, wenn er sich unwillkürlich verrieth?

Der Tag, der so schön angefangen, umzog sich mit Wolken. Sein Ende sollte noch trauriger sein!

Dreißigstes Kapitel.

Der Abbé Dampierre.

Herrn von Rochegune merkte man nichts von dem Kampfe an, der in seiner Brust tobte.

Nach dem Mittagessen versammelten wir uns in dem kleinen Gartensale: der Abbé Dampierre, Frau von Richeville, Emma und ich.

Abbé Dampierre war ein schöner Greis mit silber-

weißem Haare und edlem Antlitz. Seine volle, klangreiche Stimme lieh dem geringsten seiner Worte einen ernsten Nachdruck.

Noch jetzt lebt der kleinste Umstand mir im Gedächtniß fort.

In einer Ecke des Sales, auf dem Divan, saßen Frau von Richeville und der Abbé Dampierre, Emma und ich zu beiden Seiten des Kaffeetisches.

Herr von Rochegune hatte sich auf sein Zimmer begeben, um einige Briefe umgehends zu beantworten, denn Abends um neun Uhr kam die Briefpost von Tours nach Paris durch Maran.

Während des besten Gespräches trat Stolk, der alte Kammerdiener des Herrn von Rochegune herein und überreichte Emma einen Brief.

Diesen Brief hat der Herr Marquis heute Morgen erhalten und ihn der Frau Marquisin zu geben vergessen.

„Ein Brief an mich?" lächelte Emma. „Zum ersten Male bekomme ich hieher einen Brief... und noch dazu von Paris," rief sie, als sie den Poststempel gewahrte. Wollen doch sehen, was er enthält."

„Geschwind, liebe Emma, hören wir deinen Correspondenten," sagte Frau von Richeville lächelnd.

„Sie erlauben, Herr Abbé?" bat Emma.

Abbé Dampierre verneigte sich.

„Ein Bittschreiben!" rief Emma, nachdem sie die ersten Zeilen durchflogen.

Lies ihn nur vor, liebe Emma! sagte Frau von Richeville. Vielleicht können wir an deinem Liebeswerk Theil nehmen.

Emma las:

„Madame,

„Eine Unglückliche nahet Ihnen, hoffend und vertrauend, daß Sie die Bitte einer armen Frau genehmigen werden, die 's Opfer ihrer Schwäche und ihres Her-

zens gefallen ist und sich mit Nichts zu entschuldigen weiß, als mit der Gewalt einer sündigen Leidenschaft, der sie erlegen."

Emma hielt ein und sah Frau von Richeville und den Abbé an.

„Seltsame Entschuldigung!" sagte dieser... „Den Arm ins Feuer stecken, und dann über Schmerzen klagen... Nicht wahr, Frau Herzogin?"

„Ganz gewiß, Herr Abbé!" erwiderte die Herzogin etwas verlegen... „Aber fahre fort, Kind!"

Emma fuhr fort:

„Meine Eltern verheirateten mich in früher Jugend an einen Mann, der mich höchst elend machte. Ohne seine Laster und Mißhandlungen wäre ich nimmer so tief gesunken, Madame. Das schwöre ich Ihnen vor Gott!"

„Welch ein Frevel!" rief der Abbé unwillig aus. „Den heiligen Gott zum Zeugen ihrer Schande anrufen."

„Gewiß, Herr Abbé," fiel Emma ein. „Daß sie sich nicht schämt, so Etwas zu gestehen!... Nichts in der Welt entschuldigt ihre Sünde, nicht wahr, Frau von Richeville? Statt dem bösen Beispiele eines Mannes zu folgen, würde ich ihn durch Sanftmuth und Liebe zu gewinnen suchen... Und beim Namen Gottes schwören! Bäte sie ihn lieber um Verzeihung... Den Reuigen erhört Gott immer!"

„Sehen Sie die Frucht Ihrer Erziehung, Madame!" sagte der Abbé zur Herzogin, sie mit einem Blicke auf Emma verweisend.

Frau von Richeville erröthete und schwieg, aber an ihrem Auge merkte ich, wie peinlich ihr dieß Gespräch wurde.

Emma las weiter:

„Mein Gemahl hat mich vor vier Jahren verlassen, Madame, und seit der Zeit weiß

ich nicht, was aus ihm geworden. Dennoch, Madame... und kaum wage ich die Worte niederzuschreiben, so groß ist meine Beschämung!... Dennoch flehe ich zu Ihnen um Hülfe für... ein unglückliches kleines Geschöpf, das eben erst das Licht der Welt erblickte, und nicht seine Tochter ist...

„Schändlich!" rief der Abbé.

Schweigend, aber mit einem Blick tiefster Verachtung, der beredter war als das beredtste Wort, trat Emma den Brief unter die Füße.

Frau von Richeville saß wie auf glühenden Kohlen. Ihre Blicke begegneten den meinen... sie wies mich auf Emma hin...

Ach! Ich begriff sie.

Die Mutter sah sich von der Tochter gebrandmarkt.

„Nur ein wenig Mitleid!" sagte die Herzogin betrübt. „Vielleicht ist die arme Mutter, trotz ihrer Schuld, zu beklagen."

„Madame!" erwiderte der Abbé mit fester Stimme ... „Ich bin im Dienste des Herrn ergraut... Erlauben Sie, daß ich offen und frei zu Ihnen rede."

„Ich bitte darum, Herr Abbé," entgegnete die Herzogin, immer verlegener.

„Wie kann eine Dame von so musterhaftem Lebenswandel und hoher Tugend, wie Sie, Frau Herzogin, die das Laster unerbittlich verdammen soll und darf, wie kann sie es aus falschem Mitleiden in Schutz nehmen wollen?... Gewiß, Madam, dies Ihr Mitleid mit strafbarem, wohlverdientem Unglück macht sie ungerecht gegen ein unverdientes, ehrenwerthes Unglück."

Der Herr Abbé hat Recht, sagte ich, über diese Wendung des Gesprächs erschreckt ... Nehmen Sie den Brief auf, Emma, wir wollen morgen sehen, was zu thun ist.

„Erst will ich ihn auslesen," erwiderte sie kindlich

naiv. „Der Herr Abbé hat mir alle Theilnahme an dem Schicksal dieser Frau benommen, die ihren Mann tadelt und es doch nicht besser, vielleicht gar schlimmer gemacht hat."

„Wie hart, Emma," rief die Herzogin und eine Thräne glänzte in ihrem Auge.

„Mag sein! Aber Dank Ihrer Erziehung, kann ich meinen Abscheu gegen alles Niedere und Gemeine nicht überwinden . . . Wie oft sagten Sie, daß die Tugend der Weiber sei, was der Muth der Männer ist! . . . . ."

Dann fuhr sie fort.

„Ach! und ich habe das traurige Loos der Gegenwart nicht verdient. Geburt und Erziehung bestimmten mich zu einem günstigern Geschicke. Um so gewisser hoffe ich auf Ihre Theilnahme, Madame. Endlich bitte ich Sie zu beherzigen, daß der arme Wurm für den Fehltritt der Mutter nicht verantwortlich sein kann und darf. Tadeln Sie mich, Madame, aber erbarmen Sie sich meines Kindes . . . Wo nicht, dürfte ich mit ebenso viel Recht über Mangel an Gefühl klagen, als über meinen Leichtsinn geklagt wird . . . . ."

„Die Elende!" rief der Abbé, nochmals von edlem Zorn hingerissen. „Sie jammert, wie alle ihres Gleichen jammern. Was sie für sich anführen, muß gegen sie angeführt werden."

„Je besser die Erziehung, die sie genossen, um so weniger ist sie zu entschuldigen! Nicht wahr, Frau von Richeville? . . . Wie oft sagten Sie mir: Früher habe es geheißen: Adel gebe Pflichten, jetzt könne man dasselbe von der Erziehung behaupten . . . . je mehr Bildung, um so mehr Tugend und um so strafbarer das Laster. Nicht wahr? . . ."

„Die Frau Herzogin hatte sehr Recht!" fiel der

Abbé ein .... „Aber das ist noch nicht Alles ... Sehen Sie nur, wie das Laster sich immer durch eine dumme, heuchlerische, grausame Sprache verräth..... Mein Kind darf für den Fehltritt der Mutter nicht verantwortlich sein, ... ruft sie aus, und damit glaubt sie sich von einem der schwersten Verbrechen wider die Menschenwürde gereinigt zu haben .... vor dem Verbrechen, ewige Schmach und Schande auf ..... einen schuldlosen, armen Wurm zu häufen."

„Entsetzlich!" schrie Frau von Richeville in Verzweiflung.

„Und ich gehe noch weiter!" rief der Abbé, der die Herzogin so verstand, als pflichte sie seinen Worten bei, immer wärmer. „Ich gehe noch weiter und behaupte, die Mutter, die ihr Kind der Schande preisgeben kann, ist um nichts besser als eine .... Kindsmörderin."

„Gott im Himmel, Herr Abbé!" ächzte Frau von Richeville.

„Ja, Madame. Es ist, wie ich sage..... Eine schuldige Frau ist immer eine schlechte Mutter. Weiß sie nicht, daß laut eines furchtbaren Grundgesetzes alles sittlichen und staatlichen Lebens ihr Kind für das Verbrechen der Mutter büßen muß; daß ihr Kind so gut wie geächtet ist; daß es weder Namen, noch Familie hat; daß es nie den heiligen Mutternamen aussprechen darf; daß, wenn es den Makel seiner Geburt erfährt, es gezwungen ist, diejenigen zu verachten, die es nach göttlichen und menschlichen Geboten achten und lieben soll?"

„Entsetzlich, aber wehe!" rief Emma warm .... „Die Mutter, die ihr Kind zwingt, alle kindlichen Gefühle zu verläugnen, zwingt es, dem Tag seiner Geburt zu fluchen! ..... Seine Mutter verachten .... Die Mutter verachten .... müssen, gro-

ßer Gott! Gibt es was Schrecklicheres? . . . Tausend Mal lieber den Tod! . . . . ."

Emma, Emma! rief ich aus.

Sie sah mich erstaunt an.

„Habe ich nicht Recht, liebe Freundin?" fragte sie.

Frau von Richeville, die beinahe sich verrathen hätte, gewann die Fassung wieder. Aber sie saß leichenblaß da.

Sparen Sie Ihren Eifer, Emma, für eine bessere Sache! Reden wir von was Anderm! Gehen wir im Park spazieren, der Abend ist herrlich. Mein Kopfschmerz kehrt zurück.

Aber Emma war von dem Briefe nicht abzubringen.

„Nur noch wenige Zeilen sind's. Dann stehe ich Ihnen zu Gebote," antwortete Emma.

Ich fürchtete, Emma argwöhnisch zu machen, wenn ich nachdrücklicher auf meinen Bitten bestand. Dies und ein Blick der Herzogin bestimmte mich, ihr nachzugeben.

Emma fuhr fort:

„Mehr als von irgend wem, darf ich von Ihnen, Madame, Mitleid mit meinem Unglück . . . . oder richtiger, mit dem meines Kindes erwarten . . . ."

„Warum das?" fragte Emma, erstaunt uns anblickend . . . . . .

Lassen Sie die Närrin gehen, Emma! rief ich.

Und als ahnte ich was Böses, stand ich auf, um Emma den Brief wegzunehmen. Es war zu spät. Sie hatte schon weiter gelesen. Immer starrer ward ihr Blick, immer größer das Auge.

Ihre Lippen bewegten sich krampfhaft, sie ward bleich, wie eine Leiche. Mit Blitzesschnelle stürzte sie der Frau von Richeville zu Füßen, umklammerte ihre Kniee und schrie mit herzzerreissender Stimme:

„Mutter, Mutter, ... Verzeihung, Verzeihung! Fluchen Sie Ihrer Tochter nicht! . . . .“

Dieser Auftritt läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben.

Wie vom Blitz getroffen, saß die Herzogin da .... stumm und unbeweglich.

Der Abbé Dampierre fuhr vom Sessel empor und faltete die Hände in tiefem Schmerze.

Emma schluchzte laut und verbarg das Haupt im Schooße der Muttter.

Todtenstille herrschte im Sale.

Nach einer qualvollen Pause stand die Herzogin auf, erhob ihre Tochter und sagte zum Abbé mit eben so viel Würde als Ergebung: „Mein Vater, ich habe die Vorwürfe verdient, die Sie den schuldbefleckten Müttern machten. Emma ist meine Tochter . . . . Seit langen Jahren bin ich bemüht, meinen Fehltritt abzubüßen . . . . Der Herr hat mich heute schwer gestraft . . . . Sein Wille geschehe! . . . ich hoffe auf seine Barmherzigkeit! . . . . .“

„Die Wahrheit ist für Alle dieselbe, für König und Bauer,“ sagte der Abbé mit feierlicher Stimme. „Es ist die heilige Pflicht des Priesters, sie Allen zu verkünden . . . . Gott allein verzeiht oder verdammt . . . . Hoffen wir auf seine Barmherzigkeit!“

Ehrerbietig grüßend ging er fort . . . .

. . . .

Der Schluß dieses höllischen Briefes lautete:

„Mehr als von irgend wem, darf ich von Ihnen, Madame, Mitleid mit meinem Unglück, ... oder richtiger mit dem meines Kindes erwarten, ... denn Sie sind die natürliche Tochter der Frau von Richeville. Die Beweise davon stehen Ihnen zu Dienst, wenn Sie mir hülfreich die Hand bieten. Geruhen Sie, die Unterstützung, welche Sie zu gewähren bereit sind, gefälligst an

Madame Jenny Pierra, Mutter der Mademoiselle Albin, Ihrer Erzieherin, die um das Geheimniß Ihrer Geburt weiß, poste restante übersenden zu wollen."

War der Brief wirklich von dieser Frau?

Oder war er eine neue Teufelei des Herrn Lugarto? Das konnte weder ich, noch Frau von Richeville damals beantworten.

Was hätte es geholfen, die Behauptung des Briefes wegzuleugnen? Emma's Argwohn war einmal erweckt und die Ungewißheit, würde sie vermuthlich ebenso sehr gequält haben, als die Gewißheit . . .
. . . .

Je näher ich dem Ende meines Tagesbuches komme, um so trauriger werden die Ereignisse.

Oft geht mir aller Muth aus.

Was mir zu erzählen übrig bleibt, ist so frisch, daß ich kaum die Kraft habe, länger dabei zu verweilen, wie bei ältern Thatsachen.

Nie bin ich zurückgebebt vor dem, was mich persönlich betraf. Es gewährte mir eine Art bittern Reizes, die Erfahrungen meines Seelenlebens auf's Schärfste zu prüfen. So oft ich das gethan, war mir immer zu Muthe, als hätte ich durch Thränen und Seufzer mein gepreßtes Herz erleichtert.

Doch jetzt, da ich von den Leiden meiner liebsten Freundin reden soll, ist mir zu Sinn, als würde mir die Brust zugeschnürt und versagte die Feder den Dienst . . . .
. . . .

Die wenigen, aber inhaltsschweren Worte, die Emma den Tag nach diesem jammervollen Auftritte mir sagte, geben einen Begriff, wie peinlich ihr Verhältniß zu Frau von Richeville in Zukunft sein mußte.

„Nein," sagte sie mir, „nie werde ich mir verzeihen, so von meiner Mutter geredet zu haben."

Damit halte man zusammen, was Frau von

Richeville mir so oft versichert hatte, wenn von der Möglichkeit einer Entdeckung dieses Geheimnisses die Rede war.

„Das Leben wäre mir eine furchtbare Last von dem Augenblicke an, wo ich vor Emma erröthen müßte.“

Man urtheile jetzt, was diese Mutter leiden mußte, seit sie von ihrer hochherzigen Tochter gebrandmarkt dastand!

Man urtheile jetzt, was die Tochter leiden mußte bei diesem fortgesetzten Seelenkampfe zwischen ihrer Anhänglichkeit an Frau von Richeville und zwischen der unerbittlichen Strenge ihrer Grundsätze, die die Mutter selbst in die Brust des Kindes gepflanzt!

Gewiß würde Emma's Zärtlichkeit für ihre Mutter den Sieg erfochten haben. Aber das arme Kind mußte ewig untröstlich sein über das harte Urtheil, das sie über die Mutter ausgesprochen.

Leider hatte mich das Schicksal erkoren, die Herzensergießungen Beider anhören zu müssen.

Oft sagte Emma: Die Güte meiner Mutter macht mein Herz bluten; je mehr sie thut, das Gedächtniß zweier Stunden in Vergessenheit zu bringen, um so deutlicher beweist sie mir, daß sie unaufhörlich daran denkt. Und es muß so sein... Ich habe ihr eine unheilbare Wunde geschlagen.

Dagegen sagte Frau von Richeville: Emma sucht auf jede Weise mich zu überzeugen, daß sie mich nicht verachtet. Aber ihr Charakter ist allzu erhaben, der Einfluß ihrer Erziehung allzu tiefgreifend, als daß sie trotz ihrer Zärtlichkeit, trotz ihrer blinden Liebe zu mir je das harte, doch wahre Urtheil vergessen könnte, das sie über ihre Mutter gefällt hat, oder den edlen Zorn des Abbé Dampierre, womit dieser von allen Ihres Gleichen sprach.

Umsonst suchte ich sie zu trösten und zu beruhigen. Je feinfühlender Beide waren, um so reizbarer und empfindlicher.

Das alte Verhältniß, so sanft und zärtlich, war auf ewig dahin. Zwang, Mißtrauen, Traurigkeit, unfreiwillige Kälte drohten den Frieden ihrer Seele zu gefährden.

So oft diese beiden Opfer einer grimmigen Bosheit sich bekümmert anschauten, mußte Jede glauben, in den Augen der Andern einen stillen Vorwurf zu lesen. Man sieht einem Gesichte wohl den Schmerz an, aber nicht, welcher Art dieser Schmerz ist.

In so schwierigen und peinlichen Verhältnissen zeigte sich die Herzensgüte und Charakterstärke des Herrn von Rochegune im schönsten Lichte. Er war unerschöpflich an Trostgründen für Beide.

Immer liebevoller und zärtlicher wurde er gegen Emma, seit er ihr Seelenleiden gewahrte.

Es gelang ihm endlich, die Nachwehen dieses traurigen Ereignisses so ziemlich in Vergessenheit zu bringen, Dank seiner Beredsamkeit und Beharrlichkeit, die nicht ermüdete zu wiederholen, was er gleich den ersten Abend zu Emma und Frau von Richeville gesagt hatte:

„Der beste Beweis, Madame, daß gewisse Fehler, wie groß sie sein mögen, vollständig abgebüßt werden können, ist, daß ich, dessen Charakterfestigkeit Niemand beanstandet, dessen Ehrgefühl nicht reizbarer sein kann, dessen strenge Pflichterfüllung oft ins Kleinliche übergeht, keinen Augenblick mich besann, um die Hand Ihrer Tochter zu werben und sie beglückt in die meinige zu legen... In jeder weltlichen Hinsicht haben Sie daher ebenso wenig Recht, die Geburt Ihrer Tochter zu beklagen, als Ihre Tochter, sie Ihnen vorzuwerfen. Im Uebrigen hoffen wir auf die Barmherzigket Gottes" . . . .

. . . .

Der Herbst nahte heran, es war regnicht und kalt.

Meine Gesundheit machte mir allerhand Besorgni-

Ich hatte sogar einen leichten Rückfall gehabt. Trotz der dringlichsten, fast gebieterischen Zureden des Doktors Gérard, der aufrichtig Antheil an mir nahm, wollte ich in solchen Augenblicken meine Freunde nicht verlassen.

Da alle Vorstellungen nichts halfen, sah sich Herr Gérard endlich genöthigt, an Frau von Richeville zu schreiben, daß meine Gesundheit sich nie wieder befestigen, vielleicht gar ein ernstes Brustübel drohen könne, wenn ich seine Weisung, den Herbst und Winter im Süden zuzubringen, beharrlich in den Wind schlage.

So mußte ich den Bitten meiner Freunde nachgeben.

Emma und ihr Gemahl wollten auf einige Monate nach Rochegune, Frau von Richeville nach Paris zurückkehren.

Ungeachtet aller Bemühungen des Herrn von Rochegune, ungeachtet aller Versicherungen Emma's, ja, ungeachtet ihrer eigenen, bessern Ueberzeugung, fühlte die arme Mutter unter den Augen ihrer Tochter sich stets unglücklich ... Ebensowenig konnte Emma den Schmerz, der Mutterbrust eine unheilbare Wunde geschlagen zu haben, ganz vergessen.

Als die Herzogin von mir schied, sagte sie: Ich wußte es, Mathilde ... die Gerechtigkeit des Himmels war noch nicht zufrieden gestellt ... ich mußte noch schwerer bestraft werden ... Und wie bin ich bestraft, Mathilde! Kann ein furchtbareres Gericht über eine Mutter ergehen? ... Sich von dem eigenen Kinde schonungslos angeklagt und verurtheilt zu sehen! ... Und nicht bloß von der Tochter, auch von einem frommen Diener des Herrn!! ... Und wer weiß, ob nicht der härteste, der schrecklichste Schlag noch bevorsteht!" ...

Ach! ich verstand sie, ihre finstern Ahnungen täuschten sie nicht.

Beim Einsteigen in den Reisewagen umarmte ich

Emma zum letzten Male... ach! zum letzten Male. Ich sollte sie nie wiedersehen ... nie ... nie! . .

. . . .

Mit Blondeau und einem Kammerdiener reiste ich bald darauf nach Hyères ab.

Gegen den Anfang Oktobers bezog ich das Dorf. Wenige Tage später erhielt ich folgenden von Cadix datirten Brief des Herrn von Lancry:

„Man sagt, Sie wären noch leidend, erholen Sie sich d'rum schnell. Sobald Sie wieder reisefähig sind, nehme ich Sie mit mir. Wüßten Sie, welche Ueberraschung ich Ihnen zudenke! Ihre Krankheit machte mir voriges Jahr einen Strich durch meine Rechnung, doch werden Sie durch Warten nicht verlieren. Daraus, daß ich von Allem unterrichtet bin, was Sie thun, können Sie sehen, welches Interesse ich an Ihnen nehme. Ich weiß, daß Sie in Hyères sind, oder bald sein werden. Vielleicht komme ich bald nach.

„Mein Reisegefährte trägt mir tausend Grüße auf und läßt Sie fragen, ob nicht am 12. August, dem Tage der h. Klara, der geliebten Schutzherrin der schönen herzoglichen Büßerin in Maran bei Frau von Richeville — um nicht zu sagen, bei Ihnen, denn ich weiß jetzt, daß die Herzogin zum Ankauf blos den Namen geliehen hat — ein gewisser Brief abgegeben wurde?

„In diesem, an die Marquise von Rochegune gerichteten Brief bittet eine arme Frau um Unterstützung für ihr natürliches Kind ... Mein Reisegefährte, der überall und nirgends ist, und die arme Frau recht gut kennt, hat ihr gerathen, an diesem Tage zu schreiben, wo man immer ein Bischen lustiger lebt, und wo die Freude das Herz weicher und mitleidiger stimmt. Er zweifelte nicht, daß der Kreis erwählter Freunde den Brief, namentlich seines Schlusses wegen, besonders gut aufnehmen werde.

„Mein Reisegefährte fragt nach, ob der Pfarrer

von Maran bei Lesung des Briefes, der aus Nachlässigkeit erst Nachmittags in die Hände der kleinen Marquise kam, zugegen gewesen?

„Diese Fragen, die wir uns eben so gut selbst beantworten könnten, sollen Ihnen beweisen, daß wir nicht blos gescheidt und wohl unterrichtet, sondern auch beharrlich in der Ausführung gewisser Pläne sind.

„Wir leben hier wie Sardanapale. Nichts fehlt uns, als... Sie, Sie, mein Täubchen! O wie sehnlich wünsche ich den Tag herbei, wo ich Sie schön, frisch und wohlgemuth in meine Arme schließen darf. Bis dahin suche ich meinen Schmerz zu betäuben durch..."

Meine Vermuthung war also doch richtig. Der Brief rührte wirklich von Herrn Lugarto her.

Um so wohl unterrichtet zu sein, mußte er einen Spion in meinem Hause, oder bei Frau von Richeville, oder auch bei Herrn von Rochegune haben.

Den Winter verlebte ich traurig und allein. Von Zeit zu Zeit erhielt ich einen Brief von Frau von Richeville oder Herrn von Rochegune. Dieser benachrichtigte mich, daß Emma's Gesundheit durch den furchtbaren Schlag zwar äußerst erschüttert sei, daß er aber doch keine ernste Befürchtungen hege.

Einunddreißigstes Kapitel.

Das Kästchen.

Der Frühling 1838 kam heran.

Ich war nahe an sechs Wochen ohne Nachrichten von meinen Freunden geblieben.

Schon wurde ich besorgt, als ich folgende Zeilen von Herrn von Rochegune empfing:

„Emma ist todt... ich bin ihr Mörder... Ihre letzten Worte waren:... Sie liebten Mathilde... Sie heirateten mich aus Mitleid... Verzeihen Sie mir das Glück, das ich Ihnen verdankte... Nicht in Trauer und Betrübniß stürzt mich ihr Tod!... Nein in ewige Gewissensqualen... Ja, ja, ich bin ihr Mörder!... Ich habe sie nicht mit der Liebe geliebt, deren sie würdig war... ich muß wider Willen mich verrathen haben... Das arme Kind muß sich in den Kopf gesetzt haben, daß sie mich nicht glücklich machen könne... Dieser Irrthum hat sie getödtet... Schon hatte sie sich von dem Kummer erholt, den jene schreckliche Entdeckung ihr verursachte, schon hegte ich die besten Hoffnungen, als sie auf's Neue befallen wurde... In Zeit von vier Wochen siechte der Engel dahin!!... Ich weiß nicht, wo mein Kopf steht... Ich bin außer mir vor Verzweiflung!..."

Man denke sich, was ich bei dieser Nachricht empfinden mußte.

Es war mir räthselhaft, wie Emma die Liebe des Herrn von Rochegune zu mir hatte erfahren und auf den Argwohn kommen können, daß er sie aus Mitleid geheiratet habe. Dies Räthsel sollte mir später gelöst werden!

Ich verließ Hyères. Gleich nach meiner Ankunft in Paris eilte ich zu Frau von Richeville.

Wider alles Erwarten, fand ich sie ergeben, fromm ergeben in ihr Schicksal. Sie sah in dem Verluste ihrer Tochter eine gerechte Strafe des Himmels.

„Gott ist gerecht," sagte sie mit einer Ruhe, die mir in's Herz schnitt.... Er trifft mich in meinem Kinde, dem lebendigen Zeugnisse meines Verbrechens."

Sie war bleich wie eine Leiche, und ihr Haar in Zeit von vier Wochen ganz ergraut, wie das nicht selten der Fall ist bei heftigen und anhaltenden Seelenleiden. Entschlossen, den Rest ihrer Tage in Uebungen frommer Buße zuzubringen, war sie mit der An-

ordnung ihrer weltlichen Angelegenheiten beschäftigt, und wollte niemand als mich und die Fürstin von Héricourt zu sich lassen.

Herr von Rochegune war kurz nach Emma's Tode abgereist, man wußte nicht wohin.

Frau von Richeville blieb bei dem Glauben, daß die Entdeckung von dem Geheimniß ihrer Geburt Emma's Tod veranlaßt habe. Seit der Zeit, behauptete die Mutter, sei eine große Veränderung mit der Tochter vorgegangen und ihre Gesundheit allmälig schwächer geworden, bis sie vor ungefähr vier Wochen von heftigen Krämpfen befallen worden sei, die ihrem Leben ein Ziel setzten.

In diesem traurigen Berichte kam nicht ein einziges Wort vor, woraus ich hätte schließen können, daß Emma die Liebe ihres Gemahls zu mir erfahren habe oder daß sie überzeugt gewesen sei, ihr Gemahl habe sie bloß aus Mitleid geheiratet.

Ungefähr ein Monat nach diesem traurigen Ereignisse, zog Frau von Richeville in das Kloster zum heiligen Herzen zurück, nachdem sie ihr gesammtes Vermögen milden Stiftungen angewiesen hatte.

Dank dem südlichen Clima war ich fast vollkommen hergestellt, doch wollte ich Frau von Richeville nicht eher allein lassen, bis sie sich einigermaßen an das strenge Klosterleben gewöhnt habe. So blieb ich denn vor der Hand in Paris.

Gerührt durch diesen Beweis meiner Anhänglichkeit, und um mir die Widerwärtigkeit einer neuen Wohnung zu ersparen, bot sie mir ihr Haus an, dessen Nutznießung sie noch auf ein Jahr anzusprechen hatte. Es wird bald deutlich werden, warum ich diese geringfügigen Umstände berichte.

Ich nahm das Anerbieten dankbar an. Da gewisse Familienangelegenheiten nicht wohl durch ihre Geschäftsleute sich besorgen ließen, so hatte die Herzogin ihren Neffen, Herrn Gaston von Senneville, da-

mit beauftragt und mich ersucht, die Mittelsperson zwischen ihr und Herrn von Senneville zu machen, weil sie Keinen als mich und die Fürstin von Héricourt sehen wollte.

So besuchte Herr von Senneville mich einige Mal des Morgens.

Er hatte noch immer das Kästchen, das ich ihm anvertraut. Zwei oder drei Mal schickte ich Blondeau zu ihm, um einige meiner Briefe den alten beizuschließen. Mehr als je fürchtete ich die Hinterlist des Herrn Lugarto.

Gegen December schrieb mir Herr von Rochegune, daß er nach langem Herumreisen wieder in Paris eingetroffen sei, daß er sich aber nicht den Muth zutraue, mich oder Frau von Richeville zu sprechen. Er bewohne ein einsames Haus im Marais unter falschem Namen, weil er in aller Zurückgezogenheit zu leben wünsche, doch schicke er mir seine Adresse für den Fall, daß ich oder Frau von Richeville dringend seiner bedürften.

Ich ließ diese Zeilen unbeantwortet aus Rücksicht auf seinen Schmerz. Durch Frau von Richeville erfuhr ich, daß er die besondere Erlaubniß erhalten, Nachts den Kirchhof des Père la Chaise besuchen zu dürfen, wo die sterblichen Ueberreste Emma's in der Familiengruft Rochegune beigesetzt waren.

Blondeau mußte sich oft bei Stolk nach dem Befinden seines Herrn erkundigen. In düstrer Verzweiflung vermied er allen Umgang. Nur einmal war er bei Tage ausgegangen, um den Jahrestag der Befreiung Griechenland's mit seinen alten Waffenbrüdern zu feiern. Er hatte sich, der Verabredung gemäß, in Uniform an Ort und Stelle begeben. Er behauptete, unmittelbar von seinen Gütern zu kommen und unmittelbar dahin zurückzukehren.

An einem der letzten Tage des Jahres besuchte ich

Frau von Richeville, die ich trauriger fand, als gewöhnlich.

„Ich bin," redete sie mich an, „die unfreiwillige Ursache einer unwürdigen Verleumdung. Mein Neffe, Gaston, ist ein Elender, den ich nie im Leben wiedersehen will. Gestern erfuhr ich durch die Fürstin Héricourt, daß Herr von Senneville die Beziehungen, in welche Sie auf meine Bitten getreten sind, höchst gehässig gedeutet und ausgesprengt habe, daß er Sie während Ihres Aufenthaltes in Hyères besuchte. Er behauptet, Madame Blondeau sei die Zwischenträgerin zwischen Ihnen und ihm, und in der Gewißheit auf Ihre Hand, habe er eine sehr reiche Partie ausgeschlagen."

Ich brauchte Frau von Richeville nicht zu versichern, daß ich während meines Aufenthalts in Hyères kein Wort von Herrn von Senneville gehört, geschweige denn ihn gesehen habe. Ich setzte ihr einen Theil der Gründe auseinander, warum ich Herrn von Senneville um die Aufbewahrung meiner Briefschatoulle ersuchte, und wie sich daraus die Besuche Blondeaus in seinem Hause erklärten. War ich, ja, mehr noch, war die Herzogin über diesen schändlichen Mißbrauch des ihm geschenkten Vertrauens auf's Aeußerste empört. Mein Entschluß war schnell gefaßt.

Schon am nächsten Morgen schickte ich Blondeau zu Herrn von Senneville, um das Kästchen abzuholen, oder wenn Herr von Senneville nicht zu Hause sein sollte, es sich von seinem Kammerdiener geben zu lassen. Das Letztere geschah.

Ich stieg in meinen Wagen, um die Briefe eigenhändig Herrn von Rochegune zu überbringen. Leider besann ich mich all zu spät, daß ich die Entdeckung des Inhaltes dieser Papiere nicht mehr zu fürchten habe. Unterwegs fiel mir ein, daß es mit Rücksicht auf das Incognito des Herrn von Rochegune klüger sein möge, im Miethwagen vorzufahren. So nahm ich denn ei-

nen Fiacre und schickte meine Kutsche zurück. Wir kamen im Marais an.

Mit Wehmuth betrachtete ich das Aeußere des von Herrn von Rochegune bewohnten Hauses. Die dicht verschlossenen Fensterläden ließen auf die Oede zurückschließen, die im Innern des Hauses und der Brust seines Insaßen herrschen mochte. Welche Verzweiflung mußte ihn quälen! Die Minuten mußten ihm Stunden, die Stunden Tage, die Tage Jahre dünken!

An der Ecke der Straße Saint-Pris stiegen wir aus und ließen den Fiacre warten.

Nachdem Blondeau das Kästchen an Stolk abgegeben und sich nach dem Befinden des Herrn von Rochegune erkundigt, kehrten wir in meine Wohnung zurück.

Dann nahm ich von Frau von Richeville Abschied, weil ich noch denselben Abend nach Maran abreisen wollte, um das gehässige Gerücht, das die erbärmliche Geckenhaftigkeit des Herrn von Senneville in Umlauf gebracht hatte, so viel als möglich zum Schweigen zu bringen . . . .

Einige Tage nach meiner Ankunft in Maran erfuhr ich durch Frau von Richeville ein Ereigniß, dessen Folgen höchst schmerzlich für mich hätten werden können.

Die darauf bezügliche Stelle jenes Briefes lautete:

„. . . . . . Mein Neffe Gaston ist in so großer Gefahr gewesen, daß ich, trotz meines Unwillens auf ihn, nicht umhin konnte, ihn zu besuchen. Er schrieb mir, er habe eine wichtige Sache mir anzuvertrauen. Ich traf ihn schwer verwundet von einem Degenstiche, den ihm Herr von Rochegune beigebracht, woran er vielleicht Zeit Lebens zu leiden hat. Uebrigens bekannte er frei und offen, daß er das ihm bewiesene Zutrauen schändlich gemißbraucht habe, und daß sein vorgeblicher Besuch in Hyères eine Unwahrheit sei.

Er ersuchte mich, falls seine Wunde tödtlich sein sollte, Sie in seinem Namen um Verzeihung zu bitten. Ich will Ihnen den Vorfall mit seinen eigenen Worten erzählen:

„Nach Hause zurückgekehrt, erfuhr ich, daß Madame Blondeau inzwischen das Käftchen abgeholt habe. Ueber das Benehmen erstaunt, fast aufgebracht, ging ich zu Frau von Lancry, die ich nicht antraf. Auf dem Heimwege sah ich Frau von Lancry nebst Madame Blondeau aus dem Wagen in einen Fiacre steigen. Neugierig folge ich ihnen, als mir Herr von Baudricourt begegnet, ein alter Freund, der erst vor Kurzem aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt war. Auch er hatte dem von mir ausgesprengten Gerüchte über eine Verhältniß zu Frau von Lancry geglaubt. Ich klärte ihm die Sache theilweise auf und lud ihn ein, mir die Spur der Frau von Lancry, die ich aus den Augen verloren, suchen zu helfen. Mehrere Umstände gaben mir die Gewißheit, daß das Käftchen in die Straße Saint-Louis, im Marais, zu einem Obersten Ulrich gebracht sei.

„Aerger, Gewissensunruhe, die Furcht, in den Augen des Herrn von Baudricourt für einen Schwächling zu gelten, Eifersucht auf den Unbekannten — Alles dies bewog mich, von dem Obersten Ulrich die Herausgabe des Käftchens zu verlangen. Nur nach vielen Bemühungen wurde ich vorgelassen. Herr von Baudricourt und ich traten bei ihm ein.

„Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich im Obersten Ulrich den Herrn von Rochegune erkenne. Mein Freund hatte ihn nie gesehen. Ich handelte, wie ich glaube, als Ehrenmann. Da Herr von Rochegune, ungeachtet er mich kannte, sein Incognito beibehielt, so hielt ich es für anständig, ihm nur als Oberst Ulrich zu nahen. Die Herausgabe der Briefe wurde verweigert. So endete denn dies Gespräch mit einem Rendezvous in Vincennes.

„Mein zweiter Sekundant war der Generalmajor Hartman, erst kürzlich aus Wien eingetroffen. Die beiden Sekundanten des Herrn von Rochegune waren zwei ihm befreundete Offiziere, die er Augenblicks an Ort und Stelle beschied. So blieb er vor, während und nach dem Duell in Aller Augen der Oberst Ulrich und sein Incognito respektirt."

„Das die Erzählung meines Neffen, liebe Mathilde. Er schloß mit der dringenden Bitte, ich möge mich zu seinen Gunsten bei Ihnen verwenden. In der That dünkt mir, daß er sich bei der letzten Angelegenheit als ein unerschrockener Mann — nichts mehr und nichts weniger — gezeigt hat... Aber dies Alles macht sein höchst unwürdiges Benehmen gegen Sie, liebe Mathilde, nicht gut, und nie will ich ihn wiedersehn ..... Ich schreibe Ihnen über diese Ereignisse so ausführlich, damit Sie wissen, woran Sie sind, wenn das Gerücht von jenem Duelle bis zu Ihnen gelangen sollte." . . . .
. . . .

Ich bin eben mit der Durchlesung dieser langen Geschichte meines Lebens von meiner Heirat bis heute, den 10. April 1839, fertig geworden.

Ich schwanke jetzt, ob ich diese Seiten dem schicken soll, für den ich sie geschrieben? Ist die Stunde der Besitznahme von meinen alten Rechten auf ihn endlich erschienen? Ist es Zeit, ihm zu gestehen, daß ich ihn liebte, daß ich ihn noch liebe... und wie!...? Ist dies Geständniß nicht vielmehr ein Fehler? ...

Ein Fehler? Nimmer... Was liegt daran, ob er weiß, daß ich ihn liebe.... daß ich nie einen Andern, als ihn, geliebt habe?... Ich bin jetzt gewiß, daß ich nie weder Andrer, noch seiner unwürdig mich zeigen kann....

Und wer weiß, was die Zukunft mir bringt... Vorgestern erhielt ich einige Zeilen des Herrn von Lancry, worin er mir seine nächst bevorstehende Rück-

kehr anzeigt . . . . . Er kann mich zwingen, ihm zu folgen, Frankreich auf immer zu verlassen . . . und wozu sonst noch? . . Nach dem einstimmigen Urtheil der Rechtsgelehrten, die ich befragt, bleibt mir kein Mittel übrig, mich der Gewalt des Herrn von Lancry zu entziehen, wenn er Gewalt anwenden will.

Bin ich zu diesem Aeußersten gezwungen . . . soll wenigstens der, den ich liebe, den ich am meisten auf der Welt achte, meine geheimsten Gedanken erfahren; soll er wissen, daß ich seiner nie unwürdig gewesen, . . . daß ich mich für das Glück derer, die ich liebte, zum Opfer bringen konnte . . . . . . Welches Schicksal mich erwartet, von Seiten meiner Freunde werde ich stets recht aufgefaßt und beurtheilt werden.

Ohne die Angst, welche die Drohung des Herrn von Lancry mir verursacht, würde ich mich jetzt, bei Vollendung meines Tagebuches, fast glücklich nennen.

Der Rückblick auf die Vergangenheit hat mich beruhigt und mir, wenn nicht Stolz, doch wenigstens Vertrauen auf die Stärke meines Charakters eingeflößt.

Ich habe mir von meinen Kämpfen, meinen Leiden Rechenschaft gegeben, ich habe so wenig was Böses verschwiegen, als im Guten übertrieben.

Bei dieser strengen, unparteiischen Musterung meines Lebens stiegen manche schmerzliche Gefühle in mir auf, aber auf mein Gewissen machten sie einen stillfriedlichen Eindruck. Diese Heiterkeit und Ruhe des Gewissens ist mein einziger Trost, meine einzige Hilfe, wenn das Unglück von Neuem auf mich einstürmt . .

. . . .

Das ist mein Leben bis auf den heutigen Tag.

Man sieht, mit welch' sicherem Blicke Fräulein von Maran die Zukunft errieth. Sie hatte Ursula und Herrn von Lancry zu Werkzeugen ihrer Rache erkoren . . . All mein Unglück habe ich diesen Beiden zu danken . . . .

Indem Fräulein von Maran in den Heiratsantrag des Herrn von Rochegune willigte und darin dem Rathe des Herrn von Mortagne folgte, ... sicherte sie das Glück meines Lebens .... die Partie ging zurück .... und meine Tante machte mich wider meinen Willen zu einer Mitschuldigen ihres Hasses, indem sie mich an Herrn von Lancry verheiratete.

Ende von Mathildens Erinnerungen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Das Café Leboeuf.

Ungefähr ein Monat war verflossen, seit Madame Blondeau Mathilden's Tagebuch in das Haus des Oberst Ulrich getragen, den wir von nun an mit seinem rechten Namen: Herr von Rochegune, nennen wollen.

Das Café Leboeuf entzückte nach wie vor die einsamen Fußgänger der Straße Saint-Louis durch die zierlichen Liquerfläschchen mit den Schilden von plattirtem Silber, die vor den Fenstern prangten. Das schräg gegenüber befindliche Hotel Orbesson schreckte nach wie vor durch sein düsteres Aussehen ab. Sein einziger Insaße, bald der Waldteufel, bald der Vampyr von den Gebrüdern Godet benamset, hatte, wenigstens bei Tag, noch nie den Fuß über die Schwelle gesetzt.

Von Zeit zu Zeit zeigte sich das patzige Gesicht Stolk's in der Nebenthüre. Die Fensterläden waren von oben bis unten beständig geschlossen. Endlich hatten Madame Leboeuf, die Gebrüder Godet und die andern Stammgäste des Café's mit dem gemeinsa-

men Feinde Waffenstillstand gemacht, d. h. sie hatten ihrem Spionirsystem entsagt, und das war um so verdienstlicher, als sich seit dem letzten Besuche der Madame Blondeau bei Herrn von Rochegune nichts Neues ereignet hatte. Jeden Morgen, pünktlich um dieselbe Zeit, fanden die Gebrüder Godet sich ein, ihren Kaffee zu schlürfen und den Kreis der aufgeklärten Gäste um den Mahagonythron der Madame Leboeuf zu vergrößern. Den 13. Mai 1839, an einem ziemlich schönen Frühlingsmorgen, kamen die Gebrüder, wider ihre Gewohnheit, zwei Stunden später, als sonst. Diese Revolution in ihrem Alltagsleben war durch eine huldreiche Einladung der Madame Leboeuf zu einer Art von Gabelfrühstück veranlaßt, das diese aus guten, d. h. ökonomischen Gründen, dann und wann ihren treuesten Anhängern zu geben pflegte.

Durch einen tüchtigen Spaziergang im botanischen Garten auf die gastronomische Festlichkeit vorbereitet, und fest entschlossen, der Gastfreiheit ihrer Wirthin alle Ehre zu erweisen, näherten sich die Gebrüder dem Café. Wenige Schritte vor dem Etablissement blieb Godet, der Aeltere, stehen, nahm seinen Regenschirm unter den Arm, zog den Hut ab, trocknete sich die Stirn und sagte mit seiner Brummbaßstimme und Philosophenmiene zu seinem Bruder: „Höre, Dieudonné, die Luft, Spaziergang, Sonnenschein und alle die Wunder der fünf Erdtheile im botanischen Garten, vom Elephanten bis zum Johanniswurm, haben mich hungrig gemacht, wie einen Wolf."

„Wundert mich nicht," antwortete Godet, der Jüngere, furchtsam. „Wir sind heute früh aufgestanden, und Du kennst das Sprüchwort: Tugend steht früh auf! . . ."

In diesem Augenblicke gingen die Gebrüder an dem großen Thor des Hotels Orbesson vorüber. Godet der Aeltere wies mit spöttischem Blick auf das Haus hin und sagte mit wichtiger Miene zu seinem Bruder:

„Wenn Tugend früh aufsteht . . . . . so bin ich gewiß, der da hat nicht oft die Sonne aufgehen sehen.“ —

Das klang hart. Dieudonné merkte den Sinn dieser Worte und bedeutete leise: „Hüte Dich, Godet . . . . oft haben die Wände Ohren . .“

„Wenn die Wände Ohren haben,“ rief Godet der Aeltere mit donnernder Stimme, . . . „so hat Frankreich seine Gesetze, eine konstitutionelle Regierung und eine Bürgergarde, welche natürlich die friedlichen Bürger beschützt, und die Bösewichte, die im Finstern ihr Handwerk treiben, nicht aus dem Auge läßt . . . Und der da, ... ich weiß nicht, was er machinirt . . . . . aber er machinirt ! ! . . Verlaß Dich darauf ! . . .

„Godet, still, still ! Bedenke, was Du sagst !“ fiel der Jüngere erschreckt ein.

„Und ob er mir alle seine Sbirren auf den Hals schickt,“ rief der Aeltere . . . . „und ob er den Todten spielt . . . . Doch machinirt er ! ! Punktum ! . . .“

Mit dieser energischen, muthvollen Bekräftigung traten sie in das Café ein. Hier war ihnen eine Ueberraschung nach der andern, — und zwar in aufsteigender geometrischer Progression — vorbehalten. Gleich Anfangs kam ihnen, statt des ehrlichen Boitard, ein langer, magerer Kerl, mit schwarzem Haar und Bart, und spitzbübischem Gesichte entgegen.

„Was wollen Sie?“ fragte er barsch.

Godet der Aeltere sah seinen Bruder erstaunt an, besann sich aber, daß Boitard mit dem Anrichten beschäftigt sein könne.

„Wir kommen zum Frühstück, mein Freund !“ erwiderte er väterlich . . . . .

„Zu welchem Frühstück?“

Statt zu antworten, fragte Herr Godet: „Wo ist die gute Madame Leboeuf?“

„Madame Leboeuf? Wer ist das? . . .“

„Ein wahrer Hottentott!“ flüsterte Godet der Aeltere dem Bruder zu, und näherte sich der Hinterstube.

„Nicht hinein!“ rief der Substitut Boitards, und packte Herrn Godet unsanft am Arme.

Herr Godet wurde feuerroth, doch verbiß er seinen Grimm. Mit wahrhaft majestätischer Würde entgegnete er: „Freund, Freund! Ihr spielt ein hohes Spiel .... das Euch viel kosten kann ..“

„Aber Ihr seid unbekannt im Hause, und wißt nicht, was hier Sitte ist .... Ein Wort... und Madame Leboeuf ...“

„Donnerwetter!“ fiel der Mensch fluchend ein..... „Ich kenne keine Madame Leboeuf ... Setzen Sie sich, Sie sollen haben, was es gibt... Aber dahinein geht's nicht! ...“

„Zum letzten Male sage ich Euch, wir sind zum Frühstücken eingeladen .... Noch Ein Wort .... und ich wende mich an Eure Herrin ...“

„Ha, ha!“ kicherte der Substitut: „Wäret Ihr nicht der alte Graukopf, solltet sehen, wie ich Euch mit Fußtritten traktirte....“ Und damit kehrte er ihm den Rücken zu.

„Höre Einer den Grobian!“ rief Godet der Aeltere, vor Wuth außer sich.

Plötzlich drehte der Kellner sich um mit einer so drohenden Geberde, daß die beiden Brüder gleichzeitig zu ihren Regenschirmen griffen und sie wie Bajonette fällten.

Trotz dieser defensiven Stellung der Gebrüder rückte der Namenlose auf sie los .....

„Den kahlen Schädel gibt er bloß, und deckt seine Kniee!“ rief er spöttisch, auf den Kahlkopf des ältern Godet deutend.

„Ruchloser!“ schrie der ältere Bruder. „Ist Dir Nichts heilig?“

Ueber dem Lärm kam eine neue Person dazu, ein Mensch von mittleren Jahren, bärtig, untersetzt, in rundem Wamms und Pelzmütze.

„Was gibt's, Jean?“ fragte er den Kellner.

„Die Beiden da sind auf das Nebenzimmer wie versessen, sie riechen ein Frühstück drinnen, wozu Madame . . . . Madame Leboeuf sie eingeladen hat . . . Ich glaube, sie sind *besoffen*, Herr Saurier!"

„Selbst besoffen, Grobian!" rief Godet der Aeltere, durch die Gegenwart des Herrn Saurier ermuthigt.

„Madame Leboeuf wohnt nicht mehr hier . . . Ich gebe kein Frühstück!" rief der Herr, fast eben so grob, als sein Kellner.

Herr Godet war wie vom Blitz getroffen.

„Madame Leboeuf ausgezogen! Unmöglich, mein Herr! Noch gestern Abends acht Uhr hat sie ihre Einladung zum heutigen Frühstück wiederholt . . ."

„Sage Ihnen, sie ist mit Mann und Maus abgezogen. Alles hat sie hier gelassen, bis auf ihre Nachtmützen. Um zehn Uhr gestern Nacht ist sie abgesegelt."

„Aber sonderbar, mein Herr, daß ein leerer Magen . . . ."

„Was wollen Sie? He, Jean, ... bediene die Herren . ."

Herr Saurier ging in die Hinterstube zurück und verriegelte sorgfältig die Thüre.

„Gebt, was da ist . . . . Milch . . . . Bavaroise, . . . was weiß ich?" rief Godet der Aeltere, stillergeben gen Himmel blickend.

„Gibt keine Bavaroise!" sagte Jean.

„Keine Bavaroise? Aber Kaffee mit Milch?" seufzte Godet.

„Auch nicht."

„Nicht einmal Kaffee?"

„Nichts als Chokolade in Stücken, Kaffee in Bohnen, Kirschen in Branntwein und Zuckerwasser."

„Entsetzlich! In einem Café nichts als Eßwaare!" ächzte Herr Godet.

„Donnerwetter! Hört das Gebrumm bald auf!" drohte Jean.

Diese letzten Worte schienen einen lebhaften Eindruck auf den ältern Bruder zu machen.

„So gebt mir ein Stück Chokolade, ein Glas Zuckerwasser und Brod!" bestellte der Aeltere nach einem vielsagenden Blicke auf den jüngern Bruder.

Offenbar konnte Jean nicht einmal das A B C der Kellnerkunst. Er brachte den Zucker in der Tasse, die Chokolade auf einer alten Zeitung und das Wasser in der Flasche.

Als das Brüderpaar diese Abnormitäten und Enormitäten gewahrte, blickten sie sich erstaunt, fast erschreckt an. . .

Bald darauf erschienen noch einige andere Stammgäste der Madame Leboeuf, um das ersehnte Frühstück einzunehmen. Man denke sich ihre Ueberraschung, als sie das plötzliche Verschwinden der Madame Leboeuf und den Einzug dieser Hottentotten erfuhren.

Während die Gebrüder Godet und ihre Freunde mit wahrer Todesverachtung an der Chocolade nagten, zerbrachen sie sich den Kopf über die Ursachen einer so plötzlichen Revolution. Mehrere Stimmen erinnerten an die Möglichkeit einer Entführung durch einen Engländer oder Amerikaner. Auf die weise Bemerkung des Herrn Dieudonné Godet, daß Alter und Aussehen der Madame Leboeuf diese Annahme glänzend Lügen straften, entgegnete ein Ex-Klarinette vom Ambigu, der eine tiefe Welt- und Menschenkenntniß sich zutraute, daß die reichen Mylords oft einen ganz absonderlichen, räthselhaften Geschmack an den Tag legten, und daß die eben geäußerte Vermuthung sich daher recht gut hören lasse. . . Die Stimmenmehrheit hatte kaum zu Gunsten dieser Annahme entschieden, als man auf die Erörterung der Frage überging, wer denn die unwürdigen Nachfolger der würdigen Wittfrau sein möchten. Ihr ganzes Wesen und Benehmen war Ein großes Problem. Gleich Anfangs ihre Gäste so schnöde zu bewirthen! Warum denn ein Café halten?

Johann, der Erzgrobian, beschäftigte sich beständig am Fenster und wandte keinen Blick von den beiden Thoren des Hotels Vampyr ab. Als der alte Stolk das Nebenthor öffnete, rannte Jean plötzlich zu seinem Herrn, holte ihn herbei und rief, auf Stolk weisend: „Immer nur der. . ." — „Die Seele des Andern muß an seine Rippen festgenagelt sein!" rief Saurier.

Stolk verschwand, und das Thor schloß sich wieder.

Einige Stunden später trat ein Kerl mit spitzbübischem Gesichte hastig in das Café ein und sagte zu Jean: „Aufgepaßt! Sie wird gleich da sein. . ." Er hatte Recht, daß sie kommen werde. . .

„Glaub's wohl!" antwortete Jean. „Die Mausfalle ist famos! . . . Simon lauert an der Ecke des Gäßchens. . . Sie konnte uns nicht entwischen."

„Da ist sie ja!" rief der Andere.

Die beiden Personen und die Stammgäste, die kein Wort von dem Gespräche verloren hatten, drängten sich an's Fenster zusammen.

„Dieudonné! Dieudonné!" rief Godet der Aeltere. . . „Geschwind! Geschwind! Dieselbe Hexe, die vor vier Monaten das Kästchen abgab, und vor einem Monate den Brief! . . . Sieh, wie sie bestürzt aussieht! . . ."

Es war richtig Madame Blondeau . . . bleich und zitternd. Sie zog an der Glocke und ward von Stolk eingelassen.

„Gut!" rief der Spießgeselle Jean's. „Was ist die Uhr?"

Jean sah nach der Uhr.

„Zwanzig Minuten nach zwölf!"

„Gut. Ich will gleich in's Hotel Maurice zurück, wo sie heute Morgen um zehn Uhr abgestiegen sind . . ." Damit ging er eben so schnell fort, als er gekommen.

Jean flog in die Hinterstube.

Wer die ungestüme Neugierde der Stammgäste des Café's Leboeuf kennt, wer bedenkt, daß seit mehreren

Monaten diese ihre Neugierde mit der magersten Kost vorlieb nehmen mußte, der begreift, mit welchem Heißhunger die beiden Godet und ihre Clique diese Brocken verschlangen. Die geheimnißvolle Intrigue, die sie längst beendet glaubten, schien sich auf's Neue zu verwickeln und um so interessanter zu werden, als die neuen Besitzer des Café's Leboeuf offenbar ihr nicht fremd waren.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Das Hotel Maran.

Wir bitten den Leser, uns aus dem Café Leboeuf in das, noch immer von der Tante der Frau von Lancry bewohnte Hotel Maran zu folgen.

Die Nacht nahte heran. Ein reich gedeckter Tisch stand inmitten eines glänzend erleuchteten Offizes, das an den großen Eßsal stieß.

Servien, der Haushofmeister des Fräuleins, präsidirte dem Gastmahl. Zwei Kammermädchen, zwei Bediente, der Koch und zwei oder drei aus ihrer Bekanntschaft ließen sich's auf Kosten ihrer Herrin vortrefflich schmecken. Diese war seit zwei Monaten so total von der Gicht gelähmt, daß sie kaum den linken Arm bewegen konnte. Wie aus den Memoiren der Frau von Lancry erhellt, war das Fräulein von Maran allgemein gehaßt und gemieden, und somit ihrer Dienerschaft auf Gnade und Ungnade Preis gegeben.

„Auf Ihre Gesundheit, Herr Servien," rief der Koch. . . „Ehre, dem Ehre gebührt. . . Sie sind der Aelteste im Dienst von uns Allen! . . ."

Der Mensch mit dem Karfunkelgesicht erhob sich und sagte mit teuflischer Miene: „Auf die Gesundheit unserer lieben Herrin! Möge Gott sie uns noch lange erhalten! ..."

Auf diesen Toast folgte ein lautes Hohngelächter.

„Ha! ha! Ihre Wassersuppe!" sagte der Koch, die hab' ich ganz vergessen! Aber Schildkrötensuppe thut denselben Dienst... Heraus mit dem Rest von gestern."

In diesem Augenblicke wurde laut geklingelt.

Niemand rührte sich.

„Das Glockengeläut fängt heute früh an," rief Mademoiselle Julie, das erste Kammermädchen des Fräuleins von Maran.

Es wurde nochmals geklingelt.

„Unerträglich!" rief Mademoiselle Julie. „Sie läßt Einen nicht mal ruhig essen! Aber so halten Sie Wort, Herr Servien! Versprachen Sie nicht Ein- für Allemal, alle Glocken zu verbinden..."

„Man erlaube ihr das Musiziren!" sagte der Koch. „Sie kriegt's bald satt."

Das Geklingel wurde immer ärger.

„Mademoiselle Julie hat Recht!" sagte Servien. ... „Es bleibt uns nichts Anderes übrig... Eher haben wir keinen Frieden."

„Gebt ihr eine Handglocke," sagte Mademoiselle Julie. „Darauf mag sie in ihrem Zimmer musiziren so lange sie will. Das genirt uns nicht."

„Was hilft's!" rief Eduard der Bediente. „Sie läßt den Schlosser holen ... und dann ist's aus."

„Merkt man doch, daß Sie eben erst vom Lande herein kommen, Herr Goujon," entgegnete Julie... „Wer holt den Schlosser? ... Niemand... Und befiehlt sie, ... so heißt's ..."

„Alle Schlosser seien an der Pest gestorben!" fiel Herr Servien ein.

Vor lauter Gelächter wurde das Läuten, das crescendo furioso ging, auf einen Augenblick über-

hört. Endlich schien es, als müßten alle Stränge reißen.

„Gibt kein ander Mittel!“ sagte Mademoiselle Julie.

„Man lasse sie musiziren!“ rief der Koch.

„Ha! Wie sie die Zähne vor Wuth fletscht und sich die Lippen zerbeißt, wie eine Besessene!“ sagte Goujon. . . .

„Bah! Was kümmert mich das. Kann sie doch kaum den linken Arm rühren.“

„Aber wie geschickt! . . . Hör' nur Einer dies Glockenspiel an. . . 'S wird immer hübscher.“

„Nein! das ist um wahnsinnig zu werden!“ rief Julie. . . „Geschwind die Leiter geholt und den Zug abgeschnitten.“

Dieser Vorschlag ward um so beifälliger aufgenommen, als das Geläute in Einem fortging, und kaum sekundenlang pausirte.

Goujon brachte die Leiter, Servien setzte sie an und zwickte vermöge einer Zange zum Aufbrechen der Champagnerpfropfen den Glockenzug mitten unter furchtbaren Vibrationen durch. Der Draht wich . . . und das Geläut verstummte. .

„Bravo!“ rief Mademoiselle Julie, laut auflachend. . . „O, daß ich die Gesichter sähe, die sie unter ihrem Pappendeckel schneidet. . . Sie biße mich, wenn ich ihr nahe käme.“

„Der Biß wäre giftig,“ sagte der Koch.

„Wüßte ich doch, warum sie den seidenen und die flohfarbenen Pappendeckel und die Blouse in ihrem Bette trägt?“ fragte Goujon.

„Das hat sie dem Teufel gelobt!“ antwortete Servien ernst-komisch.

„Und wenn der Teufel ihr Pathe ist, so ist sie sein Täufling,“ sagte Julie. „Sie ist ganz so böse wie er. . . Wie hat sie uns in ihren gesunden Tagen

quält? Wie das liebe Vieh! Und wie hat sie gegeizt und geknickert! ... So Du mir, so ich Dir!"

„Und das macht sie wüthig," fuhr Servien fort... „daß sie nicht mehr an Herrn Lüchet, ihren Kurator, schreiben kann ... Sie heißt mich alle Augenblicks an ihn schreiben ... Aber da wäre ich ein rechter Esel... Wenn da der Fabri zu uns ins Haus käme, wie sie möchte; dann wär's mit uns Allen aus und vorbei; dann dürften wir uns Alle wieder in die Küche trollen, statt hier oben flott und lustig zu gastiren ... Und wie stände es dann mit dem Trinkgeld!..."

„Was meinen Sie, Herr Servien," sagte Julie „wenn wir ihr von Herrn Luchet dasselbe sagten, wie von dem Schlosser: daß die Pest alle Kuratoren geholt habe?..."

„Vortrefflich. Das wäre keine abschlägige Antwort. Und Herrn Luchet sagt man, daß Madame nichts mehr von ihm wissen will... Schreibt er, so gebe ich den Brief nicht ab ... ich kenne seine Handschrift."

„Aber wenn sie von ihren Freunden unsre Lügen erfährt. Wie dann?" fragte Julie boshaft.

„Freunde? ha, ha! Seit dem halben Jahre, daß ich im Hause bin, habe ich Niemand gesehen, als den alten Philosophen mit struppigem Haar," sagte Herr Goujon.

„Herr Brison," bemerkte Servien, „ist ihr allein treu ... Aber so oft er sie besuchen wollte, ist er nicht zugelassen worden ... Mein Gott! Wie anders war Alles, als Madame Ursula noch lebte ... Die Bälle, Concerte, Diners und Soirées wollten kein Ende nehmen! ... Man hat so viel getanzt, gesungen, gegessen und getrunken ... daß ich mir einen netten Bauernhof in Beauce ersparte."

„Das heißt sparsam sein," rief Mademoiselle Julie ... Aber nein! das ist erbärmlich ... Die arme Madame Ursula..."

„Ich möchte eher die Frau Vicomtesse, die Nichte von Madame, beklagen. O, die hat so viel von ihr leiden müssen, als sie jung war!“ sagte Servien.

„Das sollte Madame hören, Herr Servien!“ rief Julie ... „Haben Sie vergessen, daß sie sich mit Doktor Gérard, der ihr viel Gutes von Frau von Lancry sagte, so gezankt hat, daß der Doktor nicht mehr zu ihr kommen will?“

„Und wie habe ich sie bestraft?“ fragte Servien ... „Sie trug mir auf, den Doktor Verteuil zu holen ... aber ich bin nicht gegangen ... Was kann ihr der Arzt helfen? ... Und uns genirt er.“

„Recht so, Herr Servien,“ sagte Julie ... „Gegen die Gicht braucht man keinen Doktor?“

„Gicht ist keine Krankheit!“ rief Goujon .... „Man rührt sich nicht von der Stelle ... man bleibt ruhig liegen, wo man liegt ... ganz ruhig ... heißt dieß krank sein?“

„Was thut sie auch mit all den hundert Lumpereien, die ihr der Doktor verschreibt? ...“

„Und gewiß ist, daß es nicht schlimmer mit ihr geht, seit der Doktor ausbleibt,“ sagte Servien ... „Sie kann noch lange fortleben ... Bucklige und Katzen haben ein zähes Leben ... Es soll uns nie an Geld fehlen. Ehe ich die Rechnungen bezahle, ziehe ich gerade so viel ab, als wir nöthig haben, um an nichts Mangel zu leiden ...“

„Von dieser Seite geht Alles nach Wunsch,“ sagte Mademoiselle Julie ... „Nur sollten wir einen Kellner haben, der uns aufwartet ... Das ewige Aufstehen ist so langweilig!“

„Vortrefflich!“ rief der Koch ... „Ich koche und mein Küchenmädchen gibt die Speisen dem Kellner ... Um so wärmer essen wir.“

„Bleibt dabei!“ rief Servien ... „Beiläufig, seit ihr letzter Hund krepirt ist, quält sie mich täglich, ihr einen andern zu kaufen.“

„Nichts von Hunden mehr!“ gebot Julie. „Ich bin die längste Zeit gehorsame Wärterin dieser Thiere gewesen! Ich habe sie herzlich satt ... Weshalb meinen Sie denn, daß ich dem ersten die Gräte in den Hals steckte? Um einen zweiten zu haben?“

„Ha! ha! Sie waren's, Mamsell Julie?“ fragte Servien.

„Wer sonst? die alte Bestie war mir ein Greuel.“

„Und weil die Bestie so bös war, hat Madame so geweint ...“

„Also keine Hunde mehr?“ fragte Servien.

„Keine Hunde mehr!“ riefen Alle wie aus Einem Halse.

„Es sei so!“ rief der Haushofmeister ... „Ich will ihr sagen, es sei den Hunden gegangen wie Schlossern, Kuratoren und Doktoren.“

Lautes Gelächter schallte durch das Anrichtzimmer.

„Aber ein Gläschen Cyperwein zum Nachtisch! Was meinen Sie, Herr Servien?“ fragte Mamsell Julie.

Servien sah auf den Tisch.

„Hab ich denn keinen von Madame mitgebracht? ...“

„Seht doch die absonderliche Art, Wein aufzubewahren. Alle andern Weinsorten sind im Keller oder im Anrichtzimmer, aber den hebt sie in ihrem großen Toilettenkasten auf,“ sagte Mamsell Julie.

„Mitleid mit der Alten!“ bat Herr Servien ... Dann stand er auf mit den Worten: „ich will nun holen.“

„Warten Sie!“ rief Mamsell Julie. „Ich gehe mit und bringe ihr die Suppe ... So trifft uns das Donnerwetter gemeinschaftlich.“

„Sie haben Recht. Was ist die Uhr? ... Neun Uhr ... bloß eine halbe Stunde später.“

Der Koch goß nachlässig den Rest aufgewärmter Schildkrötensuppe in eine Porzellanschüssel, Servien nahm eine Serviette, legte sie auf einen Teller und

ließ Mamsell Julie mit dem Wachslichte vorangehen. So zogen sie in feierlicher Prozession durch die drei Säle, welche zwischen dem Eßsal und dem Schlafzimmer des Fräuleins lagen

Es war vollkommen Nacht.

„Kommen Sie ihr nicht zu nahe, Herr Servien!" rief Mamsell Julie lächelnd, während sie ins Zimmer trat ... „Nehmen Sie sich in Acht, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist."

Das Innere dieses Zimmers war noch ganz so, wie Frau von Lancry es beschrieben.

Auf dem Kamin dieselben chinesischen Figuren von grünem Porzellan, welche die rothäugigen Köpfe auf und ab bewegten, auf dem mächtigen Sekretär von altem Lack drei Generationen wohl ausgestopfter weißer Wolfshunde. An den grauen Wänden die ernsten Bildnisse ihrer Vorfahren.

Beim schwachen Scheine der Kerze, die Mamsell Julie in Händen trug, entwickelte sich allmälig aus dem Hintergrunde des mit dunkelrothen Damastgardinen behängten Bettes das gelbe, widerliche Gesicht des Fräuleins von Maran, vor einem ungeheuern Rückenkissen aufrecht dasitzend.

Immer noch das seidene Kleid von altem Schnitt, derselbe Bettmantel, dieselbe Haarfrisur von schwarzen Locken, welche die flache, eingedrückte Schlangenstirn halb bedeckten, dieselben tiefliegenden, brennenden Augen, die in dem Augenblick, wo Servien eintrat, von unsäglicher Wuth erglänzten.

Man denke sich dieß furchtbar gereizte Weib, das in Folge des Schlaganfalls seine Wuth nur durch eine schwache Bewegung des Halses, des linken Vorderarms und der linken Hand auslassen konnte!

„Elender!" rief sie vor Wuth schäumend. „Willst Du mich tödten?"

Servien setzte mit unerhörtem Gleichmuth den Teller vor dem Bette nieder.

„Fort mit Dir! Fort aus meinem Hause!“ rief sie, durch das Stillschweigen Serviens noch ärger empört.

Servien drehte sich behend um, gab Mamsell Julie ein Zeichen und ging auf die Thüre los.

„Aber der Cyperwein!“ flüsterte diese.

„Warten Sie nur! Sie ruft mich schon wieder zurück.“

„Servien ... Servien ... Julie ... Wollt Ihr bleiben! ... Oh, die Elenden! Sie quälen mich langsam zu Tode! ...“

Servien drehte sich nochmals um und kehrte langsam und würdevoll zurück.

„Was ist die Uhr? Wann habe ich eine Wassersuppe bestellt?“ fragte das Fräulein etwas ruhiger.

„Ich wartete, bis Madame klingelte,“ antwortete Servien und stellte die Schüssel aufs Bett ...

„Ich sterbe noch vor Wuth!“ rief das Fräulein mit erstickter Stimme, gen Himmel blickend ... „Habe ich nicht seit einer Stunde geklingelt, als stürzte das Haus zusammen?“ schrie sie.

„Madame geklingelt?“ fragte Servien.

„Madame glaubt geklingelt zu haben,“ sagte Mamsell Julie.

„Glaubt geklingelt zu haben ... Höre Einer die dumme Bestie, die schändliche Lügnerin an! Ich glaube, geklingelt zu haben!!! Ich klingle seit einer halben Stunde, daß es kracht ... Bestie!“

„Da haben wir's, Madame! ... Der Zug wird gerissen sein. Natürlich!“ sagte Servien.

„Und wessen Schuld ist das? ... die Eurige!“ tobte das Fräulein heraus ... „Seit einer halben Stunde sitze ich hier im Finstern, und Ihr wißt, daß ich die Finsterniß fürchte. Gleich die Kerzen angesteckt, statt zu maulaffen! ...“

Statt zu gehorchen, nahm Mamsell Julie den

Zipfel ihrer Schürze, hielt ihn vor's Auge, that als ob sie weinte und ging auf die Thüre zu.

„Sich so behandelt zu sehen!“ schluchzte sie ... „Hi, hi, hi!“

„Dageblieben, Julie, dageblieben! Ha, die Elende!“ schnob das Fräulein ... „Fort mit ihr aus meinem Hause!“

„Beruhigen Sie sich, Madame,“ tröstete Servien.

Dann holte er eine Flasche Cyperwein. Kaum hatte er den Schrank wieder verschlossen, als er ein furchtbares Geräusch und die fluchende Stimme des Fräuleins hörte ...

„Servien! Servien!“ rief diese.

„Was gibt es, Madame?“

„Willst du mich vergiften, Elender? Schildkrötensuppe statt Wassersuppe!!“

„Mein Gott! Teller, Schüssel, Alles zerbrochen auf dem Fußboden!“ sagte Servien ruhig ... „Wer soll das essen, Madame?“

„Schildkrötensuppe für eine Kranke, Du Elender!“ schrie sie wie wahnsinnig. „Keinen Augenblick länger in meinem Hause.“

„Lieber will ich gehen, als mich so behandeln lassen, Madame!“ sagte Servien und machte es wie Mamsell Julie, doch er machte sich in aller Stille aus dem Zimmer fort und schloß die Thüre sachte hinter sich zu.

„Servien! ... Servien! hier geblieben!“ donnerte das Fräulein ... „Mein Gott! ich glaube, er nimmt den Cyperwein mit ... O die schändlichen Diebe! ... Ich ersticke vor Wuth ...“

Sie griff zum Glockenzuge. Aber er ging nicht.

„Zerbrochen,“ rief sie ... „Wer hört mich jetzt ... Was fang ich an, ich Arme; Niemand, der mich von diesen Schurken befreit ... Sie lachen mich aus ... quälen mich ... plündern mich ... und ich kann Nichts thun ... Nichts! .. Ganz allein ... alt...

gelähmt . . . verlassen! . . . Und jage ich sie fort, bekomme ich noch schlimmere . . . Oh, mein Gott! Welch Loos! Alt, krank, schwach . . . und hungrig obenan . . . ja hungrig, im eigenen Hause . . . Gott! . . Mein Gott! . . . Servien, Servien, geschwind! . . . Aber sie wollen nicht kommen . . . Ist denn keine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden . . . Das ärmste Weib hat Jemand, der für sie sorgt . . . Und ich . . . ich . . . habe Niemand . . . ich muß vor Wuth sterben . . . und wie heute, so jeden Tag! . . . O mein Gott!... Servien! Servien! Er hört mich nicht... Zu Hilfe, zu Hilfe! . . . Auch jetzt hört er nicht! . . . Vielleicht, wenn ich Feuer rufe . . ."

„Feuer! . . . Feuer! . . . Feuer!" schrie sie aus vollem Halse.

Aber Niemand hörte. Todtenstille herrschte ringsum.

Der schwache Schein der niedergebrannten Kerze erhellte das große Zimmer auf die unheimlichste Weise. Wie alle Bösen und Feigen, die das Gewissen schreckt, fürchtete sich das Fräulein vor der Finsterniß ärger als das Kind.

„Hilfe! Hilfe . . . Feuer, Feuer!" schrie sie, bis ihre Stimme ermattete.

Alles umsonst. Keiner rührte sich. Nach einer Pause, worin sie Athem schöpfte, rief sie heiser: „Die Elenden lassen mich verbrennen, . . . zu Asche verbrennen . . . ohne sich darum zu kümmern . . . Ha, ich sterbe... ich sterbe... Entsetzlich, zu sterben... allein, verlassen, unter den Händen diebischer Knechte . . . Schrecklich! . . . Sterben . . . sterben . . . und was denn? . . . Nichts! . . . Nichts . . ."

In diesem Augenblick fielen ihre starren Blicke auf das Bild ihrer Ahnfrau, einer Aebtissin der Ursulinerinnen von Blois. Das bleiche, gespenstische Gesicht dieser Frau in schwarzem Mantel schien wie lebendig aus dem Rahmen hervorzutreten.

Das Fräulein wußte vor Angst sich nicht zu fassen.

Die Finsterniß, die Verlassenheit, die Todtenstille, der Anblick dieser Ahnfrau . . . Alles dies machte sie wenige Augenblicke frommen Gefühlen zugänglich, ohne daß sie ihren schnöden Eigennutz verläugnen konnte.

„Erbarmen, mein Gott, Erbarmen!“ ächzte sie . . . „O, ich will gewiß fromm werden . . . will beten . . . will nun meine Sünden beichten . . . ja, der Beichtvater soll mich nicht verlassen, soll für mich sorgen . . . soll die Schurken fortjagen . . . Ja, mein Gott, das will ich thun, ich schwöre es . . . Aber wer holt den Priester . . . Keiner von meinen Dienstboten gehorcht . . . Sie gehen nicht einmal zum Arzte . . . Und gegen wen darf ich klagen? . . . Wer steht mir bei? . . . Niemand . . Niemand . . . Bin ganz allein und verlassen . . . Alle Welt haßt mich . . . Als ich noch Feste gab, da nicht . . . Aber jetzt, da ich krank und schwach bin . . . Alles rächt sich an mir . . . Schrecklich! Schrecklich! . . . Aber horch . . . ein Wagen . . . hält vor der Thüre. . . Welch Glück, mein Gott! Aber sie lassen Niemand zu mir . . . Gewiß schicken sie ihn zurück! . . . Nein, nein, er bleibt . . . die Thüre wurde geschlossen . . . Oh! ich bin gerettet! . . . Wenn das der langersehnte Arzt wäre! Horch, Schritte . . . Ja, ja, . . . sie kommen immer näher . . . Ja, ja, es kömmt wer! . . .“

Sie irrte sich nicht . . Die Thüre des Zimmers ward aufgerissen und hereinstürzte — Frau von Lancry, gefolgt von Servien.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Zusammenkunft.

„Mathilde! der gütige Gott sendet Dich mir," rief das Fräulein, „daß Sie mich schützen!"

„Nein, Madame! schluchzte Mathilde, auf das Bett ihrer Tante zueilend. Ich komme zu Ihnen, daß Sie mich schützen! . . . Mein Mann wird gleich hier sein . . . Retten Sie mich! Retten Sie mich!"

Servien ging hinaus.

„Ja, ja, ich will Dich retten, liebes Kind. Aber Sie dürfen mich nicht mehr verlassen," rief das Fräulein . . . „O ich will jetzt ebenso gut gegen Sie sein, wie ich früher böse war . . . Ja, ich will Alles für Sie thun, das schwöre ich . . . Nur bleiben Sie bei mir . . . O Sie wissen nicht, welche Höllenqual ich leide.

Wort und Miene des Fräuleins erstaunten Mathilde, trotz ihres Entsetzens.

„Madame," erwiderte Mathilde eilig, „die Augenblicke sind kostbar. Ich bitte, bei Ihnen bleiben zu dürfen."

„Sie bitten, bei mir bleiben zu dürfen?" wiederholte das Fräulein, die vor Staunen und Freude ihren Ohren nicht traute.

„Ja, ja . . . Madame . . . Alles lieber, als . . . Schrecklich! Schrecklich!" ächzte das arme Weib.

„Aber er hat Gesetz und Macht für sich," . . . rief sie. „Oh! Lieber sterben als ihm folgen! . . ."

„Recht so, Mathilde, folgen Sie ihm nicht . . . bleiben Sie bei mir . . . Mein Vermögen, all mein Vermögen gehört Ihnen . . . . ist Ihnen längst von mir bestimmt . . . oh! gewiß . . . gewiß! Sie sollen

es schon zu meinen Lebzeiten haben, wenn Sie bei mir bleiben wollen."

Mathilde dachte an Nichts, als an die Flucht vor ihrem Manne.

„Aber . . . er kann mich zwingen, ihm zu folgen" . . . . rief sie.

„Nein, nein, nein! Er kann es nicht. Wir nehmen Advokaten, wissen Sie, die besten Advokaten in Paris . . . soll Ihnen nichts kosten . . . wenn Sie bei mir bleiben, mein liebes, gutes Kind, meine theure Nichte! . . ."

„Aber er kömmt vielleicht schon in dieser Stunde, Madame, in dieser Stunde! . . . Vorgestern kam er nach Maran, mich zu holen. . . Ich wollte ihm nicht folgen, der Maire zwang mich . . . Als wir hier ankamen, im Hotel Maurice . . . ich und Blondeau . . . hieß er uns warten . . . Wir sollten blos zwölf Stunden in Paris warten, um inzwischen unsere Pässe in Ordnung zu bringen und sich einen Schein von der Obrigkeit auszuwirken, daß er mich überall hin mitnehmen dürfe . . ."

„Gut, Kind, ich verstecke Sie; er weiß nicht, daß Sie hier sind."

„Jeder Schritt von mir wird bewacht, Madame . . . Sobald er fortging, eilte ich zu Frau von Richeville, die rieth mir, zu Ihnen zu flüchten und nur der Gewalt zu weichen . . . . Und die Magistratsperson solle ich bitten, bei Ihnen bleiben zu dürfen, bis ich die Schändlichkeiten des Herrn von Lancry gegen mich bewiesen habe."

„Ja, ja, sie hat Recht, die gute Herzogin. Das kann man Ihnen nicht verwehren . . . Wer wagt es, die Nichte von der Tante zu reißen? . . . Nein, nein! Sie dürfen mich nicht verlassen . . . O wie freue ich mich, Mathilde! Sie sollen alles frühere Böse vergessen . . . O Sie sind so gut, Mathilde . . . und ich bin so unglücklich! . . . Aber wie schön ist das Ver-

zeihen, nicht wahr, Mathilde? . . . Wüßten Sie, was ich zu leiden habe von meinen Dienstboten, den Schurken. Sie haben das einzige Geschöpf, das mich nicht haßte . . . . meinen Hund, haben Sie . . . vergiftet. Denken Sie sich, Mathilde! . . . Und doch war er mein einziger Freund, mein einziger Trost . . . Und als ich Ihnen befahl, einen andern zu kaufen, haben sie nicht gehorcht . . . . . Kaum glaublich, Mathilde, aber wahr . . . Und Keinen lassen Sie zu mir . . . Aber wenn Sie bei mir sind, dann wird Alles anders . . . Sie zwingen sie zum Gehorsam gegen mich . . . nicht wahr?"

„Still, still!" rief Mathilde plötzlich. „Ein Wagen, ein Wagen! . . . Er ist's, er ist's . . ."

„Nein, nein . . . ." sagte das Fräulein aufhorchend, „der Wagen fährt vorüber . . . Aber was will denn das Ungeheuer von Ihnen . . . ja, ein Ungeheuer, das ist er . . . Wenn Sie ihn so kennten, wie ich ihn kenne! . . . Oh! wie reut es mich jetzt, daß ich in Ihre Heirat mit ihm gewilligt habe, . . . mit diesem Banditen, . . . Falschmünzer, mit diesem Gaudieb! . . . . Blutige Thränen weinte ich, wenn ich weinen könnte . . . Was will er denn mit Ihnen? Hat er nicht Ihr Vermögen durchgebracht?"

„Was er mit mir will, Madame? . . . Mich an Herrn Lugarto verkaufen! . . . ." schrie Mathilde entsetzt.

„Abscheulich, Mathilde!"

„Ich sage Ihnen, um Geld thut der Mensch Alles! rief Mathilde . . . Er ist ein Abgrund von Laster und Schändlichkeit! . . . Und doch, Madame, so ist das Gesetz, das Menschen machen, daß es mich zwingt, einem Menschen zu gehorchen, der mich eher zum Selbstmord zwingt, als zu einer ehrlosen Handlung . . . Lieber mich tödten, als mich diesen beiden Menschen anvertrauen . . . . Aber hören Sie, diesmal

hält ein Wagen vor der Thüre! rief Mathilde entsetzt ..."

„Sie haben Recht, Mathilde ... Vielleicht ist's der Arzt."

„Nein, nein! Er ist's, er ist's! ... Er hat mich bewachen lassen und mich entdeckt."

„O mein Gott! ich will geschwind den Servien zum Advokaten schicken ... Auf alle Fälle weigern Sie sich, ihm zu folgen ... auf alle Fälle! ... Geben Sie nur der Gewalt nach! Ach! wenn meine Leute treu wären, ließe ich ihn zum Fenster hinausschmeißen, ... den Elenden, ... den Schuft .... das Ungeheuer .... das mir meine liebe Nichte rauben will ..."

Die Thüre ging auf und Herr von Lancry trat herein.

Trotz der Beleibtheit, die sich seit Kurzem bei ihm eingestellt, konnte sein Wuchs noch immer schön genannt werden. Er war äußerst elegant, fast stutzerhaft gekleidet ... Aber aus den erschlafften, verwelkten Zügen, aus den hohlen, matten, blinzelnden blauumlaufenen Augen sprachen die scheußlichsten Laster. Ueber das sonst so anmuthige, geistreiche Antlitz war eine Art widrigsüßlicher Wildheit ausgegossen. So ungefähr mußten die blutgierigen, entnervten Kaiser des alten Roms ausgesehen haben. Die ehemals so kräftige, männlich stolze gebieterische Stimme war fast weinerlich geworden. Ein affektirtes Schnarren machte sie wahrhaft eckelhaft.

Er näherte sich dem Bett des Fräuleins, ergriff ihre Hand und küßte sie und sagte: „Ein günstiger Zufall führt in Ihrem Hause das Paar zusammen, das Sie so glücklich gemacht, liebe, liebe Tante."

„Verschonen Sie mich mit Ihrer Flötenstimme und Ihrer Geziertheit, mein Herr ...." rief Fräulein von Maian ... „Sie erschrecken mich ... Sie sehen aus wie ein Wolf in Schafskleidern .... Warum

quälen Sie die arme Frau? . . . Ich sage Ihnen, sie will hier . . . in meinem Hause bleiben . . . bei Ihrer lieben Tante. . . Verstehen Sie mich? . . Ich bin ihre nächste Anverwandte und Sie sollen hier keine Hand an sie legen."

„So fürchten Sie sich denn vor mir, mein schönes Täubchen," sagte er mit einer Art grausam spöttischer Süßlichkeit zu Mathilde, während er sich neben dem Bette des Fräuleins auf einen Sessel niederließ . . . . „Sie fürchten sich vor mir, daß Sie dies Theil erwählen?"

„Nimmer bringen Sie mich lebendig von hier fort, mein Herr!" rief Mathilde schauernd.

„Hören Sie's," fiel das Fräulein ein . . . „Keines entreißt sie mir . . . Darum fort von hier . . . fort, Elender! . . . Lassen Sie uns in Ruhe! . . . ."

„Noch immer so unvernünftig . . . noch immer so widerspenstig, Schätzchen! . . . . Wollen Sie denn nie begreifen, daß wir Ein Herz und Eine Seele sind, daß Sie mir mit Leib und Seele angehören . . . . Haben Sie die Lektion so bald vergessen, die der Mair von Maran Ihnen gab?"

„Ha, ha, ha!" lachte Fräulein von Maran hämisch . . . . „Ihr Herr Maire ist ein Dummkopf . . . ein Esel . . . So was passirt hier in Paris nicht. . . . Unsre gescheidten Herrn Advokaten werden eine gültige Trennung zu erlangen wissen . . . Damit wir Ruhe vor Ihnen haben."

„Sie glauben, schöne Tante?"

„Gewiß! . . . Eine arme Frau zu lassen in den Händen eines . . . . .! Ist denn keine Gerechtigkeit mehr auf Erden?"

„Vorbei," erwiderte Herr von Lancry hämisch „S'ist nicht Alles in dieser Welt, wie es sein sollte, Madame . . . Statt alles Weitern, geruhen Sie dies Papier zu betrachten, Madame. . . Der heutige Fluchtversuch meiner Angebeteten konnte nicht erwünschter

kommen . . . Ich hatte ihn vorausgesehen . . . Auf meiner Durchreise durch Paris nach Maran sprach ich mit dem Herrn Polizeipräfekten . . . Kaum in Paris angekommen, waren Sie, meine Holde, schon von den Leuten des Herrn Präfekten und von andern ebenso geschickten Personen umringt . . . So weiß man, daß Sie Ihre treue Madame Blondeau an einen gewissen Obersten Ulrich absandten, der Marquis von Rochegune heißt. Man weiß, daß sie um zwanzig Minuten nach Zwölf dort eintraf und bis ein und dreiviertel Uhr blieb. Man weiß, daß Sie, mein schöner Engel, von dem Hotel Maurice, wo wir abstiegen, erst in das Kloster zum heiligen Herzen und dann hieher gingen. Auch habe ich so eben einen Reisewagen bestellt, denn wie gesagt, haben wir nur zwölf Stunden Zeit. Inzwischen brachte ich die Pässe in Ordnung und ließ mir von dem Präsidenten des Gerichtshofes erster Instanz einen Schein ausstellen, der mich ermächtigt, Sie überallhin mitzunehmen, wohin mir beliebt, und alle Behörden verpflichtet, mir nach Kräften behülflich zu sein, wenn Sie mir, der ich Ihr Gatte, um nicht zu sagen, Ihr Herr bin, den Gehorsam aufkündigten. Geruhen Sie, Ihre schönen Blicke auf dies Papier zu werfen, meine Holde . . . Zerreißen Sie es nicht, Sie machten mir nur die Mühe, ein zweites zu holen."

Bei diesen Worten überreichte er ihr eine in bester Form abgefaßte, wohldokumentirte Urkunde... Es war, wie er gesagt... Das Gesetz sprach für ihn, er war in seinem Rechte und machte davon Gebrauch.

„Ist es möglich?" rief Fräulein von Maran erschreckt aus, während Mathilde das Papier mit den Blicken wie verschlang... Wissen Sie denn, was Sie Ihnen vorwirft?... Sie an den schuftigen Kretin, den Lugarto, zu verkaufen? Die Schändlichkeit allein reicht zur Ehescheidung hin."

„Das arme Schäfchen hat nicht übel gerathen!" erwiderte Herr von Lancry, teuflisch lächelnd... Die-

ser gute, zärtliche Freund erwartet uns in Nizza... Wir reisen noch heute Abend ab... Fritz geht mit und Madame Blondeau bleibt hier... Ich bin überglücklich, bei meiner Holden Kammerfrauenstelle zu vertreten."

Einen Augenblick hörte Mathilde theilnahmlos zu. Plötzlich fiel sie auf ihre Knie, senkte das Haupt und betete inbrünstig.

„Sehen Sie," rief Fräulein von Maran... „Sie betet zu Gott, der allein kann sie vor diesem Ungeheuer bewahren!"

„Ungeheuer?" wiederholte Herr von Lancry trocken. „Ich versichere Sie, schönste Tante, bei meiner Ehre! Man tritt ihm zu nahe. Mein Schäfchen wird ihn bald anders kennen lernen. Von Nizza aus reisen wir nach Sicilien, eine wilde, malerische Insel, wo Lugarto einige Zeit zu bleiben gedenkt. Das soll ein Götterleben werden, beste Tante. Wir leben da so frei und ungenirt, wie im Schlaraffenlande..."

Plötzlich erhob sich Mathilde aufrecht, stolz, gebieterisch, mit glänzenden Augen, hochrothen Wangen.

„Gott wird mich nicht verlassen!" rief sie Fräulein von Maran mit fester Stimme zu. „Er wird mich nicht verlassen, da Menschen mich verlassen!... Was auch geschehen mag. Er wird mir verzeihen... Was auch geschehen mag, ich fluche, ja... ich fluche Ihnen, meine Tante, die Sie die Tochter Ihres Bruders an dieses Ungeheuer verrathen konnten."

„Mathilde, Mathilde!..." rief Fräulein von Maran mit flehender Stimme.

„Ja, mit dieser Stunde bricht das Gericht Gottes über Sie ein!..." fuhr Mathilde fort. „Sie sterben gehaßt, verlassen, verachtet von Jedermann, in den Händen treuloser, habsüchtiger Diener!... Ursula, die in Ihrer Schule Ihre Verbrechen lernte, hat Ihnen geflucht... Herr von Mortagne, der unter dem Dolch eines Mörders sein Leben ausathmete,... hat Ihnen geflucht..."

„Gott im Himmel! Schone mich, Mathilde!... Ich bin das elendste aller Geschöpfe..."

„Vor zwanzig Jahren... auf diesem Ihrem Schmerzenslager... preßten Sie mir die ersten Thränen aus, als Sie mir die Haare abschnitten, auf denen die Hand der sterbenden Mutter geruht hatte!... heute... bin ich bereit... diesem... Menschen... zu folgen, weil Gesetz und die Gewalt des Stärkern mich zu diesem Schicksal verdammen... Ihm folgen!... Verstehen Sie, was das heißt?... Denken Sie an das Böse, das Sie von der Wiege an, bis auf diese Stunde mir zufügten... Denken Sie an Alles, was noch über mich einbrechen kann... und wenn Sie einst hören, daß ich, die Tochter Ihres Bruders, die Hand an das eigene Leben legte, um der Schande zu entgehen... oh! dann komme mein Blut... und das Blut Ursulas über Sie... Dann Fluch... Fluch... Ihnen bis in's Grab ... bis in die Hölle!!!..."

„Gnade, Mathilde, Gnade!" rief Fräulein von Maran.

Es schlug zehn Uhr. Ein Postwagen hielt vor der Thüre an.

„Mathilde! ... verlassen Sie mich, wenn Sie wollen... nur folgen Sie Ihrem Gemahl nicht... Er ist zu Allem fähig..."

„Es ist der Gemahl, den Sie mir aussuchten, Madame... und ich folge ihm. Adieu!"

„Ich bin bereit, mein Herr."

Herr von Lancry hatte sich auf verzweifelten Widerstand gefaßt gemacht. Lächelnd stand er auf und bot ihr seinen Arm.

Frau von Lancry stieß ihn voll Abscheu zurück.

„Die Herren warten im Sale, Herr Vicomte!" meldete der eintretende Diener.

„Welche Herren?"

„Drei Herren, die eben vom Hotel Maurice kommen."

„Ich weiß nicht, wen Du meinst,“ entgegnete Herr von Lancry.

In derselben Minute öffnete sich die Thüre und hereinstürzte — Herr Secherin, leichenblaß, gespensterhaft.

Er war in tiefer Trauer.

„Meine Mutter ist todt... Ich bin da, Sie zu tödten!“ schrie er Herrn von Lancry entgegen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Das Duell.

Herr von Lancry wurde grün und gelb.

„Wir sehen uns später wieder!“ antwortete er mit zitternder Stimme... „Ihren Arm, Madame!“

„Nicht von der Stelle, oder Sie schlagen sich mit mir!“ rief Herr Secherin, ihm den Weg vertretend.

„Herr Secherin, . . . Sie sind ein Narr!“ rief Herr von Lancry vorwärts drängend.

„Herr von Lancry! Keinen Schritt weiter, oder ich beohrfeige Sie vor Ihrer Gemahlin!“

Das Verbrechen macht feige . . . So wars auch mit Herrn von Lancry.

„Servien!“ gebot er, „werft den Menschen zur Thüre hinaus!“

„Servien, Servien! Ich verbiete es Euch!“ rief Fräulein von Maran.... Laßt Herrn Secherin gewähren!...“

Mochte Servien einen alten Groll gegen Herrn von Lancry hegen, oder wollte er seiner Gebieterin

den Auftritt vom heutigen Abend vergessen machen: genug, er gehorchte und schlich leise zum Zimmer hinaus.

Mathilde sank auf einen Stuhl zurück und barg das Gesicht in den Händen . . . Herr von Lancry, außer sich vor Wuth, wollte sich den Ausgang erzwingen. Aber Herr Secherin packte ihn mit kräftiger Faust am Kragen und warf ihn auf den Boden. Im Aufrichten blickte er sich um, ob er nichts fände, was ihm als Waffe dienen konnte. Er fand nichts . . . Seine blassen Wangen bedeckten sich mit leichter Röthe.

„Die Rohheit soll Ihnen theuer zu stehen kommen, Sie Bauer!"

„Bauer, mag sein. Aber ich will Sie tödten, je eher je lieber . . . und ich tödte Sie!"

„Uebermorgen, mein Herr! Schicken Sie mir Ihren Sekundanten, damit wir uns verständigen . . . . Kommen Sie, Madame!"

„Gottlob sind die Nächte kurz . . . Sekundanten, Waffen, Alles ist in Bereitschaft . . . Wir gehen direkt von hier auf die Wahlstätte!"

„Mein Herr," rief Herr von Lancry. „Dieser Auftritt ist entehrend für mich . . . . Vor Damen . . ."

„Wahr, wahr!" entgegnete Herr Secherin, der bisher an der Thüre stehen geblieben war. Im Nu packte er Gontran am Kragen und zog ihn aus dem Schlafzimmer des Fräuleins in den anstoßenden Sal, wo Beide sich mit den Sekundanten des Herrn Secherin allein sahen.

Die Wuth des Herrn von Lancry stieg aufs Höchste. Mit geballten Fäusten, schäumenden Lippen stürzte er auf Herrn Secherin los.

„Sie wagen Hand an mich zu legen?" rief er.

„Ja, Vicomte und werde noch mehr thun . . ."

Herr Secherin ergriff mit seinen großen, kräftigen Händen die zarten Hände des Herrn von Lancry und

schüttelte sie, als müßten sie brechen. Dann trat er so nahe an Herrn von Lancry hinan, daß er seinen Odem fühlte und fragte ihn mit höhnischer Stimme: „Schlagen Sie sich vielleicht, mein Herr? und das auf der Stelle? . . ."

Gab es eine tödtlichere Beleidigung?

Herr von Lancry brüllte vor Wuth. Herr Secherin stieß ihn verächtlich von sich, pflanzte sich vor der Thüre des Sals auf, riß Einem der Sekundanten den Stock aus der Hand und schwang ihn drohend über seinem Haupt mit den Worten: Ein Schritt von der Stelle da ... und ich schlage Sie windelweich.

Physische Gewalt vermochte Nichts. Herr von Lancry biß sich die Finger vor Wuth.

„Daß Ehrenmänner! rief er den Sekundanten mit wutherstickter Stimme zu, „daß Ehrenmänner, wie Sie, solchen Mißhandlungen ruhig zusehen können!"

„Ha, ha!" entgegnete Einer der Sekundanten trocken. „Eine alte Schuld, das."

„Warum weigern Sie sich?" rief der Andere, ein langer, kahlköpfiger Mann, mit ungeheurer Schmarre auf dem rechten Backen . . . . sich morgen mit Herrn Secherin zu schlagen . . . Er hat lange genug auf Rache warten müssen . . . . Wer in Schulden steckt, zahlt oder schweigt geduldig."

„Aber Sekundanten, mein Herr, Sekundanten!" entgegnete Herr vou Lancry . . . . „Ich muß doch Zeit haben, sie zu suchen.

Ihr Postwagen steht vor der Thüre . . . Wir steigen zusammen ein, denn ich weiche nicht von Ihrer Seite . . . Sie haben Bekannte genug hier, die Ihnen den kleinen Dienst erweisen werden. Dann kommen wir zurück, um Secherin abzuholen, und auf der ersten Station von Paris sehen wir die Sonne aufgehen . . . Wir finden überall Platz, unser Geschäftchen abzumachen."

„Ich folge Ihnen wie Ihr Schatten nach!" rief

Herr Secherin, im Zimmer auf und ab gehend, wie ein Löwe in seinem Käfig.... „Und wollen Sie nicht, wie und wohin ich will, so gibt's Prügel. Merken Sie sich's .."

„Noch Ein Wort, mein Herr!" sagte Herr von Lancry zum Sekundanten des Herrn Secherin... „Wie haben Sie meinen Aufenthalt erfahren?"

„Vor fünf Tagen starb die Mutter des Herrn Secherin. Zwei Tage darauf sagte Herr Secherin mir und dem andern Herrn da Peter Leblanc, der mit mir beim zwölften Dragonerregiment stand, warum es sich handle.. Wir alle Drei sind Nachbarn auf dem Lande und kennen uns seit lange. Wir geben Secherin Recht. Ehe wir Sie tödten konnten, mußten wir Sie aufsuchen, nicht wahr? .. Wir fahren also mit der Post von Rouvray nach Paris, und kommen gerade durch Maran, als Sie mit Frau von Lancry abreisen. Wir folgen Ihnen immer auf der Ferse, von Station zu Station, bis nach Beray. Dort warten wir ganz gemächlich auf die Rückkehr der Postillons, welche uns melden, daß Sie im Hotel Maurice abgestiegen seien. Wir gehen ins Hotel Maurice, Sie waren nicht da.. fünf oder sechs Mal kommen wir zurück, Sie waren immer noch nicht da. Was thun? Wir lassen uns also friedlich nieder, um Ihre Ankunft zu erwarten. Gegen halb zehn sagt der Haushofmeister: „Wenn Sie den Herrn von Lancry durchaus sprechen müssen, setzen Sie sich in seinen Wagen, der ihn in der Vorstadt Saint-Germain abholt; so werden Sie ihn gewiß treffen. Der Rath war trefflich, wir nahmen ihn dankbar an, und so sind wir hier ..... Sie sehen, der da oben meint es mit dem ehrlichen Menschen gut, und will, daß Sie sich mit dem ..... abfinden... Das Uebrige will ich Ihrem Sekundanten sagen ... wenn ich Lust habe .... und wenn ich Sie und Secherin bei der Arbeit sehe ....."

Was war zu machen? Entschlüpfen konnte er nicht.

So wollte er sich dann je eher, je lieber schlagen. Auch war mit den erlittenen Beschimpfungen sein Muth zurück gekehrt. Vielleicht konnte er ja Herrn Secherin tödten?

Gontran hatte mehrere, sehr glückliche Duelle gehabt, und wußte mit Degen und Pistole vortrefflich umzugehen.

„Ich bin zu Allem bereit, mein Herr!" sagte er zu Einem der Sekundanten des Herrn Secherin. „Ehe wir einen Sekundant aufsuchen, erlauben Sie, daß ich mich von meiner Frau verabschiede."

„Vielleicht will er durch eine verborgene Treppe entwischen," sagte Herr Secherin ... „Peter Leblanc, stelle Dich vor dem Hausthore auf."

Herr von Lancry steckte auch diese Beleidigung ein und ging hastig in das Zimmer des Fräuleins.

„Wohlan, Madame," sagte er zu seiner Gattin, „Sie werden bald Wittwe sein! Freuen Sie sich."

Mathilde antwortete nichts.

„Ja, ja! wir freuen uns!" rief Fräulein von Maran. „Es geschieht Ihnen Recht. Ich wünsche dem braven Herrn Secherin alles Glück!"

„Vielleicht falle ich!" sagte er zu seiner Gattin, nachdem er sie eine Weile mit wüthendem Hasse angesehen ... Aber ich werde gerächt werden ... Lugarto bleibt Ihnen ... Er wird Sie treffen, wie er Herrn von Mortagne getroffen hat, wie er Frau von Richeville getroffen hat, wie er Herrn von Rochegune durch Sie und in Ihm treffen wird ... Aber wenn ich nicht falle ... dann, oh dann! zittern Sie ... Ich will sie zermalmen!...

Das waren seine letzten Worte an Mathilde. Diese verließ, trotz der verzweifelten Bitten des Fräuleins, das Hotel Maran auf der Stelle, um bei Frau von Richeville den Ausgang des Duells abzuwarten.

Herr von Lancry fand bald zwei Freunde. In Saint-Denis sollte das Duell vor sich gehen. Kaum

dämmerte es, so begaben sie sich in einen der alten Festungsgräben. Auf den ersten Schuß des Herrn Secherin fiel Herr von Lancry, tödtlich ins Herz getroffen... Er starb, das Andenken Ursula's verfluchend und sie seines Mordes anklagend . . . .
. . . .

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Schluß.

Frau von Lancry verlebte die erste Hälfte des Trauerjahres im Kloster zum h. Herzen bei Frau von Richeville ... Auf die Nachricht vom Tode des Herrn von Lancry trat Herr von Rochegune eine mehrmonatliche Reise nach Italien an. Obgleich durch Mathildens Memoiren über ihre Liebe zu ihm aufgeklärt, wurden seine süßen Hoffnungen getrübt durch das peinliche Bewußtsein, das er nicht los werden konnte — Emma's Tod veranlaßt zu haben.

Mathilde entdeckte dieß traurige Geheimniß.

Frau von Richeville hatte nach Emma's Tode alle Sachen zu sich genommen, die sie unmittelbar an ihre selige Tochter erinnerten, ohne daß sie es wagte, diese geheiligten Reliquien näher zu untersuchen. Unter andern auch das Portefeuille mit dem Bildniß des Herrn von Rochegune, das sie diesem an ihrem Namenstage verehrt und das Herr von Rochegune ihr nach der Heirat zurückgegeben hatte. Eines Tags bat Frau von Richeville Mathilde, unter dem Nachlasse Emma's ein Medaillon zu suchen, worauf Emma als Kind gemalt war. Während sich Mathilde damit beschäftigte, öff-

nete sie das Portefeuille und fand darin zwei Briefe versteckt. Der erste lautete also:

„Man hintergeht Sie. Mathilde ist die Geliebte Ihres Gemahls. Sie kennen die Handschrift des Herrn von Rochegune. Lesen Sie das beifolgende Billet, das ein ungenannter Freund Ihnen zustellt."

Das zweite war eben dies beifolgende Billet, das, wie wir wissen, Herr von Rochegune an Frau von Lancry geschrieben hatte (s. S. 37).

Kein Wunder, daß diese Nachricht und die Entdeckung des Geheimnisses ihrer Geburt ein so zartes, tieffühlendes Wesen, wie Emma war, tödtlich verwunden mußten. Den Kummer über diesen letzten, härtsten Schlag hatte sie Niemand anvertraut.

Man konnte an den Falten und dem Verbrauch dieses Briefes merken, daß sie ihn oft gelesen und wieder gelesen haben mußte. Es war, als hätte sie sich das Gift tropfenweise eingegeben.

Mathilde suchte unter ihren Papieren nach jenem Brief und fand ihn. Als sie beide mit einander verglich, entdeckte sie die Unächtheit des an Emma abgesandten, obgleich die Handschrift des Herrn von Rochegune mit wahrhaft höllischer Geschicklichkeit nachgeahmt war.

Das Räthsel löste sich so: Als sie zu ihrem Gemahl in die Straße *** zog, hatte Herr von Lancry einen von Lugarto bestochenen Kammerdiener, welcher sich Mathildens Briefkästchen zu verschaffen wußte. Lugarto konnte unter den Briefen des Herrn von Rochegune an Mathilde keinen zweckdienlicheren auswählen. Er wurde nicht weniger gut nachgemacht, als auserkoren ... Dank dieser Vorsicht, entgingen andere, nicht weniger gefährlichere Briefe dem Schicksal jenes erstern.

Nach der Entdeckung dieser fluchwürdigen Arglist sandte Mathilde die beiden Briefe an Herrn von Rochegune. Sie befreiten ihn von einer großen Qual und

wandelten seine Selbstanklage in herzliche Betrübniß und tiefes Mitleid mit der schwergeprüften allzufrüh verstorbenen Gattin um.

Ungefähr fünfzehn Monate nach dem Tode ihres Gemahls heiratete Mathilde von Lancry Herrn von Rochegune.

Aus der Größe ihrer frühern Opfer kann man auf die trunkene Freude zurückschließen, mit der sie in die Zukunft blicken mußte.

Etwa um dieselbe Zeit wurde ein kleines, einsam gelegenes Haus zwischen Luzarches und dem Walde von Chantilly abgebrochen. Das Haus hatte lange leer gestanden. In der Ecke eines Schlupfloches, das neben dem Kamin des Schlafzimmers angebracht war und dem in Mathildens Memoiren beschriebenen total glich, fand man das Skelett eines Menschen. Es war das Skelett Lugartos. Ehe Herr von Lancry seine Gemahlin bei Fräulein von Maran abholte, hatte er seinem Helfershelfer in diesem Häuschen, wohin Mathilde heimlich gebracht werden sollte, ein Rendezvous gegeben.

Fritz, der Eilbote Gontrans, sollte die Ankunft seines Herrn und Mathildens durch Peitschengeknall Herrn Lugarto anzeigen, und dann in der Post zu Chantilly auf den Wagen warten. Das Duell mit Herrn Secherin hatte einen Strich durch die Rechnung gemacht. Aber Fritz, der dies nicht wußte, glaubte sich unmittelbar auf den Reisewagen gefolgt, bestellte die Postpferde, gab, als er vor dem Häuschen ankam, das verabredete Zeichen mit der Peitsche und eilte weiter nach Chantilly. Auf dies Signal war Lugarto, der jeden Augenblick die Ankunft seiner Gäste erwartete, in das Versteck gekrochen, um Mathilden jeden Argwohn zu benehmen. Die Vorsehung hatte es so geordnet, daß die innere Sprungfeder des Schlosses den Dienst versagte, als Lugarto aus dem Schlupfwinkel hervorwollte. Er schrie und schrie. Aber Alles umsonst.

Niemand konnte ihm helfen, weil er allein im Hause war. Den folgenden Tag kehrte der Eilbote zurück, klopfte an die Thüre, erhielt keine Antwort und machte, daß er nach Paris kam, wo er den Tod des Herrn von Lancry erfuhr ... Lugarto hatte von jeher ein so unstetes, geheimnißvolles Leben geführt, daß er nirgends vermißt wurde.

Man wird sich über all das Böse, das dieser schändliche Mensch angerichtet, nicht wundern, wenn man die Mittel bedenkt, die ihm zu Gebot standen... Für diesen ruchlosen, mit allen möglichen Lastern befleckten, von Grund aus verderbten Menschen war das Böse eine Art von Wollust geworden. Mit Hilfe des Geldes, seines Spionirsystems und seiner Fertigkeit in Nachahmung fremder Handschriften hatte er nach der Reihe Herrn von Mortagne, Emma, Frau von Richeville, Herrn von Rochegune und Mathilde tödtliche oder unheilbare Wunden versetzt.

Wer weiß, welch höllische Pläne zwei solche Subjecte in Zukunft noch entworfen und ausgeführt hätten!!

Herr Secherin ging nach dem Duell auf Reisen. Das Andenken Ursula's verfolgte ihn überall hin ... der Tod des Herrn von Lancry hatte ihn gerächt, aber nicht getröstet.

Fräulein von Maran blieb nach wie vor unter dem furchtbaren Druck ihrer Dienerschaft, namentlich Serviens. Sie starb, wie sie gelebt hatte. Ohne den festen und entschiedenen Willen des Herrn von Rochegune würde Mathilde alles Mögliche gethan haben, die letzten Stunden ihrer Tante zu erleichtern.

Frau von Richeville überließ sich immer härtern Bußübungen. Die langen Seelenleiden untergruben ihre ohnehin schwache Gesundheit vollends. Sie starb bald, nachdem sie das großherzige Opfer, das Mathilde Emma gebracht, erfahren hatte.

Herr von Senneville brachte seinen strafbaren Leichtsinn durch offenes Geständniß seines Unrechts und herz-

liche Anhänglichkeit an Mathilde und Herrn von Rochegune in Vergessenheit.

Um endlich keine der Personen zu übergehen, die in dieser langen Erzählung handelnd aufgetreten sind, möge der Leser wissen, daß die Wittwe Leboeuf wenige Tage nach ihrem Verschwinden in das Café zurückkehrte, und um ihren Mahagonythron nach wie vor ihre treuen Stammgäste, vor Allen die Gebrüder Godet versammelte. Durch eine beträchtliche Summe des Herrn von Lancry und des Herrn Lugarto bewogen, hatte sie ihr Café auf einige Tage an die geheime Polizei dieser beiden Herrn abgetreten. Es war Beiden von größter Wichtigkeit, das gegenüber befindliche, von Herrn von Rochegune bewohnte Hotel Orbesson bewachen zu lassen für den Fall: daß Mathilde dort Zuflucht suchte.

Madame Leboeuf gefiel sich darin, ihren plötzlichen Auszug in den Schleier des tiefsten Geheimnisses zu hüllen. Dies Geheimniß ist noch jetzt ein Stein des Anstoßes für das Combinationsvermögen der Gebrüder Godet und der andern Stammgäste des Cafés Leboeuf... Gleich nach der Abreise des Obersten Ulrich wurde das alte Hotel Orbesson in eine chemische Fabrik umgewandelt.

Ende.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

liche Anhänglichkeit an Mathilde und Herrn von Rochegune in Vergessenheit.

Um endlich keine der Personen zu übergehen, die in dieser langen Erzählung handelnd aufgetreten sind, möge der Leser wissen, daß die Wittwe Leboeuf wenige Tage nach ihrem Verschwinden in das Café zurückkehrte, und um ihren Mahagonythron nach wie vor ihre treuen Stammgäste, vor Allen die Gebrüder Godet versammelte. Durch eine beträchtliche Summe des Herrn von Lancry und des Herrn Lugarto bewogen, hatte sie ihr Café auf einige Tage an die geheime Polizei dieser beiden Herrn abgetreten. Es war Beiden von größter Wichtigkeit, das gegenüber befindliche, von Herrn von Rochegune bewohnte Hotel Orbesson bewachen zu lassen für den Fall: daß Mathilde dort Zuflucht suchte.

Madame Leboeuf gefiel sich darin, ihren plötzlichen Auszug in den Schleier des tiefsten Geheimnisses zu hüllen. Dies Geheimniß ist noch jetzt ein Stein des Anstoßes für das Combinationsvermögen der Gebrüder Godet und der andern Stammgäste des Cafés Leboeuf... Gleich nach der Abreise des Obersten Ulrich wurde das alte Hotel Orbesson in eine chemische Fabrik umgewandelt.

Ende.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

liche Anhänglichkeit an Mathilde und Herrn von Rochegune in Vergessenheit.

Um endlich keine der Personen zu übergehen, die in dieser langen Erzählung handelnd aufgetreten sind, möge der Leser wissen, daß die Wittwe Leboeuf wenige Tage nach ihrem Verschwinden in das Café zurückkehrte, und um ihren Mahagonythron nach wie vor ihre treuen Stammgäste, vor Allen die Gebrüder Godet versammelte. Durch eine beträchtliche Summe des Herrn von Lancry und des Herrn Lugarto bewogen, hatte sie ihr Café auf einige Tage an die geheime Polizei dieser beiden Herrn abgetreten. Es war Beiden von größter Wichtigkeit, das gegenüber befindliche, von Herrn von Rochegune bewohnte Hotel Orbesson bewachen zu lassen für den Fall: daß Mathilde dort Zuflucht suchte.

Madame Leboeuf gefiel sich darin, ihren plötzlichen Auszug in den Schleier des tiefsten Geheimnisses zu hüllen. Dies Geheimniß ist noch jetzt ein Stein des Anstoßes für das Combinationsvermögen der Gebrüder Godet und der andern Stammgäste des Cafés Leboeuf... Gleich nach der Abreise des Obersten Ulrich wurde das alte Hotel Orbesson in eine chemische Fabrik umgewandelt.

Ende.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

liche Anhänglichkeit an Mathilde und Herrn von Rochegune in Vergessenheit.

Um endlich keine der Personen zu übergehen, die in dieser langen Erzählung handelnd aufgetreten sind, möge der Leser wissen, daß die Wittwe Leboeuf wenige Tage nach ihrem Verschwinden in das Café zurückkehrte, und um ihren Mahagonythron nach wie vor ihre treuen Stammgäste, vor Allen die Gebrüder Godet versammelte. Durch eine beträchtliche Summe des Herrn von Lancry und des Herrn Lugarto bewogen, hatte sie ihr Café auf einige Tage an die geheime Polizei dieser beiden Herrn abgetreten. Es war Beiden von größter Wichtigkeit, das gegenüber befindliche, von Herrn von Rochegune bewohnte Hotel Orbesson bewachen zu lassen für den Fall: daß Mathilde dort Zuflucht suchte.

Madame Leboeuf gefiel sich darin, ihren plötzlichen Auszug in den Schleier des tiefsten Geheimnisses zu hüllen. Dies Geheimniß ist noch jetzt ein Stein des Anstoßes für das Combinationsvermögen der Gebrüder Godet und der andern Stammgäste des Cafés Leboeuf... Gleich nach der Abreise des Obersten Ulrich wurde das alte Hotel Orbesson in eine chemische Fabrik umgewandelt.

Ende.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Mathilde Erinnerungen einer jungen Frau

Bd.: 16/18

Stuttgart 1845

L.eleg.g. 16 t-1,11

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572933-2